Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 2 (1843)

Artikel: Ulrich von Hutten
Autor: Stockmeyer, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-109423

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten

von

J. Stockmeyer.

Wenn unſere hiſtoriſche Geſellſchaft einzelne ihrer Mitglieder mit dem Auftrage einer öffentlichen Vorleſung beehrt, ſo ſcheinen dieſe bei der Wahl ihres Gegenſtandes eine gedoppelte Rückſicht nehmen zu müſſen. Es muß nämlich der Gegenſtand einerſeits allgemein anziehend und andrerſeits darf er doch nicht zu allgemein bekannt ſeyn. In erſterer Beziehung dürfte die von mir getroffene Wahl wohl kaum einen Vorwurf zu befürchten haben. Iſt uns doch das Glück zu Theil geworden, durch eine Reihe von Wintern hindurch die Geſchichte der Reformationszeit in einem großen Gemälde von Meiſterhand uns vor Augen geführt zu ſehen, und in wem wäre dabei nicht das Intereſſe erwacht, mit den einzelnen Gruppen dieſes Gemäldes, mit den einzelnen Geſtalten dieſer Gruppen noch insbeſondere näher bekannt zu werden? Dieſes Bedürfniß wird uns aber vornehmlich bei ſolchen Männern fühlbar, welche zwar nicht wie Luther und Calvin als eigentliche Häupter der Reformation anzuſehen und für ganze Gemeinſchaften namengebend geworden ſind, welche ſich aber ihrer Bedeutung nach zunächſt um dieſelben herum-

gruppiren, bei Männern, wie Erasmus und Ulrich von Hutten. Den großen Rotterdamer nennen wir Basler mit Grund zum guten Theile den unsrigen, und das Neujahrblatt von **1827** hat ihn in allen Kreisen unter uns bekannt gemacht. Heute soll in Ulrich von Hutten sein Gegenbild vor uns auftreten, sein schlagendes Gegenbild; denn es läßt sich in vielfacher Beziehung sagen: was Hutten fehlte, das hatte Erasmus, und was diesem entging, das war Hutten gegeben. Doch nicht nur, daß sie nach Persönlichkeit und Gaben einander gegenüberstanden, sondern eben diese Gegensätze waren es, wodurch sie auch aus langjährigen Freunden zu Gegnern wurden, und der Schauplatz ihrer Entzweiung war unsre gute Vaterstadt, welche Jedem von ihnen eine gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte.

Wenn ich nun aber demnach kaum mehr zweifeln darf, in Ulrich von Hutten einen *anziehenden* Gegenstand gewählt zu haben, so muß ich freilich dagegen fürchten, es möchte dafür derselbe unter die zu *allgemein bekannten* gehören. Die neuere Zeit hat uns nämlich nicht nur mit einer Gesammtausgabe der Werke, sondern auch mit drei namhaften Biographieen Ulrichs von Hutten beschenkt. Davon wird sich nun freilich die bedeutendste, die von Meiners, mit ihrem weitschichtigen gelehrten Apparat wohl schwerlich jemals den Weg zu weitern Leserkreisen bahnen. Dagegen wäre es zu bedauern, wenn die beiden andern, die von Wagenseil und die von Schubart nicht noch immer zahlreiche Leser finden sollten. Die erstere dieser beiden, ohne besondere Vorzüge der Form, fesselt dennoch durch eine sorgfältige, treue, hingebende Liebe zu ihrem Gegenstand; die letztere, bei einem gewissen Mangel an Vollständigkeit und Genauigkeit, reißt dennoch durch ihre warme Begeisterung und gewandte lebendige Darstellung mit sich fort. Ich muß es nun freilich darauf ankommen lassen, in wie weit Sie mit diesen Schriften und dadurch mit unserm Gegenstande selbst

bereits vertraut geworden ſind. Sollte es mir indeſſen gelingen, denjenigen unter Ihnen, bei welchen dies der Fall iſt, das großartige Bild in dieſer kürzeren, flüchtigern Darſtellung, gleich als in einem Schattenriß, den Hauptzügen nach auf eine angenehme Art wieder aufzufriſchen: und andrerſeits Diejenigen, welche vielleicht dieſe Bekanntſchaft noch nicht gemacht haben, in ſo weit für unſern Gegenſtand zu intereſſiren, daß ſie zu jenen ausführlicheren Darſtellungen griffen, und dieſen unbedeutenden Vortrag darüber vergäßen, ſo würden meine Hoffnungen weit übertroffen ſeyn.

Gewiß iſt ihnen Hutten's Bildniß ſchon begegnet; eine ritterliche Geſtalt im Harniſch, den Lorbeer um die Stirne, ſo ließ er ſelbſt ſich am liebſten conterfeien, ſeit ihn der Kaiſer Max I. zum Ritter geſchlagen und mit eigener Hand zum Dichter und Redner gekrönt hatte, und jedenfalls iſt dies die Tracht, welche ihn am treffendſten bezeichnet. Um den Lorbeer hat er geſtritten ſein Leben lang mit dem Schwerte und mit der Feder. Ich habe Ihnen einen der ritterlichſten Männer und zugleich einen der bedeutendſten Schriftſteller des **16.** Jahrhunderts vor Augen zu führen. Beide aber, der Ritter und der Schriftſteller, ſind ſo zu einem Ganzen in ihm verſchmolzen, daß ſich auch in der Darſtellung der eine vom andern nicht will ſondern laſſen. — Sein ganzes Leben war, wenn wir auf ſeine Thätigkeit ſehen, ein ſteter Krieg; ſehen wir auf ſein Schickſal, ſo war es — er hat es ſelbſt ſo benannt — eine Tragödie. Er hat geſtritten als Ritter und als Schriftſteller von früher Jugend an bis an ſein Ende für ſich ſelbſt, für ſeine Familie, für ſeine Freunde, für die wieder auflebende Wiſſenſchaft, für die Freiheit ſeines deutſchen Vaterlandes, für die evangeliſche Wahrheit. Es folgt dieſes Alles nicht nur der Bedeutung nach in dieſer Ordnung auf einander, ſondern in der Reihenfolge ſeiner Lebensperiode liegt ziemlich genau die gleiche Ordnung ausgeſprochen, ſo daß wir, um ein geordnetes

Bild von dieſem Streiterleben zu gewinnen, nicht anders können, als dasſelbe von Anfang bis zu Ende an uns vorübergehen zu laſſen. Bei der beſchränkten Zeit, die uns dazu gegönnt iſt, werden Sie es ſelber paſſend finden, wenn wir über die erſten Abſchnitte dieſes Lebens raſcher hinweggehen, um bei den letzten, bedeutendſten, inhaltsreichſten möglichſt lange verweilen zu können.

Ulrich von Hutten wurde geboren im Jahre **1488** auf dem Schloſſe Steckelberg unweit Fulda. Sein Vater war Ulrich von Hutten aus altem fränkiſchem Adel, er hatte ſich unter Max **I.** als Kriegsmann mehrmals hervorgethan. Es ſcheint ihn verdroſſen zu haben, daß ſein Erſtgeborner nicht eben von ſtarkem Körperbau war. Wenigſtens ſcheint dies von Seite des Vaters und der Glaube an die Verdienſtlichkeit des Kloſterlebens von Seite der Mutter die Urſache geweſen zu ſeyn, daß der junge Hutten im **11.** Jahre in die Stiftsſchule zu Fulda gethan wurde. Hier wurden damals bereits neben den unerläßlichſten Fachſtudien auch die alten Sprachen getrieben und ſo kam es, daß im jungen Hutten ſtatt einer Neigung zum Kloſterleben vielmehr eine glühende Liebe zum klaſſiſchen Alterthum erwachte. Der Abt, welchem die ausgezeichneten Gaben ſeines Zöglings nicht entgingen, ſuchte ihn zwar für das Kloſter zu gewinnen, aber der gelehrte und einflußreiche Ritter Eitelwolf von Stein, welcher fortan Hutten's Gönner blieb, verwies es ihm mit den Worten: Wollteſt du uns denn einen ſolchen Geiſt zu Grunde richten? — Fünf Jahre hielt Hutten in dieſem Kloſter aus: dann aber brachten ihn der Ueberdruß an dieſem eingeſperrten Leben und die Zumuthungen, doch endlich Profeß zu thun, d. h. förmlich in den Mönchsorden einzutreten, zu dem Entſchluß, durch heimliche Flucht aus dem Kloſter ſeiner Lage ein Ende zu machen.

Hutten ſelbſt äußerte ſich in einer ſpätern deutſchen Schrift darüber alſo: [1])

„Etwa in meiner Jugend, nemlich, da ich eilf Jahr alt geweſen, haben mich mein Vater und Mutter aus andächtiger guter Meinung in den Stift Fulda mit dem Fürſatz, ich ſoll darin verharren, ein Münch ſeyn, gethan: hab auch, als zu ermeſſen, das Verſtändniß noch nit gehabt, daß ich hätte wiſſen mögen, was mir nütz und gut, und worzu ich geſchickt wär. Da ich aber ein wenig das Leben erkannt und mich bedäucht, ich vorwüßte mich meiner Natur in einem andern Stand viel baß Gott gefällig und der Welt ehrbarlich zu dienen, hab ich mich, als noch mit keiner Profeß oder Gehorſam verbunden oder verſtricket, daraus gethan und andern Dingen, die ich mich zu vorweſen geſchickter geacht, nachgegangen.“

Zunächſt entwich er nach Erfurt **1504**, woſelbſt er mit den bekannten Humaniſten Crotus Rubianus und Eoban Heſſe Freundſchaft ſchloß und die claſſiſchen Studien mit großem Eifer fortſetzte, bis im Sommer **1505** eine Epidemie, welche in Erfurt wüthete, die beiden Freunde Crotus und Hutten aus Erfurt nach Köln trieb. In Köln docirten Theologen wie Hogſtraten und Ortvinus Gratius in ihrer Weiſe die Scholaſtik. Hat Luther ſpäterhin über dieſes Studium als eine unnützliche Klopffechterei ſo bitter geklagt, ſo iſt leicht zu denken, wie wenig der junge Hutten davon konnte angezogen werden. Mit deſto innigerer Liebe ſchloß er ſich dagegen an den berühmten Johann Rhagius Aeſticampianus an, welcher durch ſeine Vorträge über alte Sprachen und Literatur die ſtudirende Jugend beſſer zu begeiſtern wußte. Eben das aber zog ihm die Verfolgung der Theologen zu: er wurde auf **10** Jahre aus Köln verbannt. Der

---

[1]) Entſchuldigung ꝛc. 5, 442.

Vertriebene wandte sich nach Frankfurt an der Oder, woselbst der Churfürst Joachim von Brandenburg auf Antrieb Eitelwolfs von Stein kurz vorher eine neue Universität gestiftet hatte. Mehrere seiner vorzüglichsten Schüler, unter ihnen Ulrich von Hutten, begleiteten ihn dahin. Im Jahr **1506** fand die feierliche Einweihung der neu gestifteten Hochschule Statt; Hutten erlebte die Ehre, daß sein Lobgedicht auf die Mark Brandenburg der Einweihungsgeschichte vorangedruckt wurde; auch war er einer der Ersten, welche hier die Magisterwürde erhielten.

Doch nachdem er unter der Leitung seines Rhagius etwa **3** Jahre lang in den classischen Studien und vornämlich in der Dichtkunst geschwelgt hatte, fand sich sein unruhiger Geist auch von diesem Universitätsleben nicht länger befriedigt. Eine mächtige Wanderlust ergriff ihn; es trieb ihn, auch die Welt und das Leben selbst anzuschauen. Unbemittelt mußte er seine Wanderung antreten, seine Hoffnung beschränkte sich auf die gastfreundliche Aufnahme, welche ihm seine Talente und sein bereits erworbener Ruf als Dichter bereiten würden. Denn durch seine Flucht aus Fulda hatte er die Zuneigung seines Vaters und alle Unterstützung von dieser Seite vollends verscherzt. Der alte Ritter war zwar wohl zur Einsicht gelangt, daß aus seinem Sohne niemals ein guter Ordensbruder geworden wäre: auch hörte er es gar gerne mit an, wenn man seines Sohnes Geist und Talente rühmte. Aller seiner Studien aber spottete er blos und meinte, wenn es denn einmal studirt seyn müsse, so sollte er sich auf ein solides Studium der Rechtswissenschaften verlegen. Dagegen hatten sich ausser Eitelwolf von Stein noch Marquard von Hatstein und zwei Verwandte Froben und Ludwig von Hutten seiner angenommen; von diesen scheint er in Köln und Frankfurt unterhalten worden zu seyn.

Gleich auf dieser ersten Wanderung bekam Hutten Widerwärtigkeiten aller Art zu erfahren. Er durchschweifte Nord-

deutſchland, litt auf der Oſtſee Schiffbruch, ſchleppte ſich in bitterſter Armuth, von erbetteltem Brode kümmerlich genährt, überdas vom viertägigen Fieber geplagt, von einem ärmlichen Nachtlager zum andern, oft auch von dieſem hinweggeſcholten unter freiem Himmel herbergend — bis er endlich in die Univerſitätsſtadt Greifswalde kam, wo er ſich unter die Studirenden einſchreiben ließ. Dies that man ihm aus Rückſicht für ſeine Leiſtungen in der Poeſie unentgeldlich, auch nahm ihn der Profeſſor Henning Loetz bei ſich auf und unterſtützte ihn mit Geld. Allein dieſer Mann zeigte ſich des Ruhmes der Gaſtfreundlichkeit bald unwürdig. Er und ſein Vater, der Bürgermeiſter Wedag Loetz fingen an, ihren Gaſt die empfangenen Wohlthaten in übermüthiger Weiſe fühlen zu laſſen und ſich als eigenmächtigen Lohn eine drückende Herrſchaft über den freiheitliebenden Jüngling anzumaßen. Dies ertrug Hutten nicht lange und noch überdies von einem Freunde vor der Falſchheit Loetzens gewarnt, erklärte er ſeinen Entſchluß, Greifswalde zu verlaſſen. Nachdem ihm nach langem Zögern die Bewilligung dazu von Loetz ertheilt war, machte er ſich, obgleich von allen Mitteln entblößt und noch immer fieberkrank, bei ſtrengſter Winterkälte gegen das Ende des Jahrs **1509** auf den Weg. Kaum aber hatte er die Stadt im Rücken, ſo gereute es Loetzen, daß er ihn, an den er dieſes und jenes gewendet und der ihm doch noch nichts eingetragen, ſo habe ziehen laſſen. Auf den Rath des alten Loetz wurden ihm auf der Stelle berittene Diener nachgeſchickt, mit dem Befehl, ihn auszuplündern. Sie erreichten ihn unweit der Stadt bei einem gefrornen Sumpf. Viel konnte ihm nicht genommen werden: um ſo unbarmherziger wurde ihm das Wenige entriſſen, ſeine Kleider und einige Gedichte, die er im Manuſcripte bei ſich trug. Dabei wurde er ſo gewaltſam mißhandelt, daß er **2** Jahre nachher noch ſeinen Freunden in Wien die Erzählung von dieſem Ueberfall durch Aufzeigen

der Narben bekräftigen konnte, welche die damals erhaltenen Wunden zurückgelaſſen hatten.

In dieſem jammervollen Zuſtande wandte ſich Hutten nach Roſtock. Die dortigen Gelehrten nahmen ſich des Hülfloſen liebreich, an und er ſeinerſeits hatte ſich kaum etwas erholt, als er ſogleich, um die geſpendeten Wohlthaten nicht müßig zu verzehren, den Studirenden die alten Claſſiker erklärte und in 2 Büchern lateiniſcher Elegieen, die er „Klagen gegen Loetz“ betitelte, zugleich den Muſen und ſeiner Rache ein Opfer brachte.

Nachdem ſeine Kräfte hinlänglich wieder hergeſtellt waren, ſo begann er ſeine Wanderung von Neuem und damit verſchwindet er vor uns bis wir ihn im Jahre 1511 in Wittenberg wiederfinden. Hier erfuhr er durch einen Brief ſeines Crotus, was wir oben bereits mitgetheilt haben, nämlich wie ſein Vater dermalen gegen ihn und ſeine Studien geſinnt ſey. Crotus rieth ihm zu ſeinem Vater zurückzukehren und zu vernehmen, was dieſer eigentlich mit ihm vorhabe. Gefalle ihm denn das nicht, ſo ſtehe ihm die Welt noch immer offen. Allein Hutten gab dieſem Rathe kein Gehör, hielt ſich auch in Wittenberg kaum ſo lange auf als nöthig war, um für zwei junge Pommern von Adel, die ihn darum gebeten hatten, eine Unterweiſung über die Verskunſt in Verſen mehr hinzuwerfen, als auszuarbeiten, und begab ſich ſogleich abermals auf die Wanderung, ohne Geld, in einem nichts weniger als edelmänniſchen Aufzuge, nur in Hoffnung auf die gaſtliche Aufnahme, welche Freunde der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt ihm würden angedeihen laſſen. Dieſe Hoffnung hat ſich aber auch diesmal glänzend bewährt. Hutten durchzog Böhmen und Mähren und wurde in Olmütz vom Biſchof Stanislaus Turzo nicht nur ſeinem Stande gemäß als Edelmann und Gelehrter bewirthet, ſondern auch beim Abſchiede mit einem werthvollen Pferde und einem anſehnlichen Reiſegelde beſchenkt; vom Probſt Auguſtin erhielt

er noch überdies einen koſtbaren Ring. So kam Hutten ganz ſtattlich in Wien an, wo er ſich bald mit den Gleichgeſinnten, d. h. mit den Verehrern der claſſiſchen Studien zuſammenfand, unter welchen beſonders der St. Galler Vadian zu nennen iſt. Dieſen Freunden erzählte er nun ſeine bisherigen Schickſale, und berichtet Vadian ſelbſt [2]), „indem er uns dies und anderes aus dem Gedächtniß erzählte, zog er ein Gedicht aus dem Buſen hervor, welches auf lauter einzelne Blätter geſchrieben war, und ſprach: Seht hier, meine Freunde, eine Arbeit, die ich vor wenigen Tagen, um die Beſchwerniſſe der Reiſe zu mildern, zum Lobe unſers tapfern Kaiſers verfertigt habe. Wir haſchten es, Stück für Stück, denn es lag, wie die alten ſibylliniſchen Blätter durcheinander; Allen gefiel die Erfindung und alsbald ward es abgeſchrieben. Es ſcheint mir der Bekanntmachung und allgemeinen Ausbreitung werth.“

Inzwiſchen mochte Hutten ſelbſt anfangen, einzuſehen, wie er bei dieſer Lebensweiſe doch keinem Ziele näher rücke. In der That mochten ihm die Nachtheile, die ihm bereits daraus erwachſen waren, fühlbar genug ſeyn. Gewiß dürfen wir jenen Zug von Wildheit, welcher uns das Bild dieſes außerordentlichen Mannes auf unangenehme Weiſe entſtellt, bereits auf die Rechnung dieſes unſtäten Jugendlebens ſetzen. Jedenfalls hat er ſich dabei, in wie weit durch ſpezielle Verſchuldung, mag hier dahingeſtellt bleiben, jene Krankheit geholt, welche ihm fortan ſeine Tage verbitterte und endlich ſeinen frühzeitigen Tod herbeiführte. — Er entſchloß ſich, dem Willen ſeines Vaters gemäß, nun ein ernſtliches Studium der Rechte zu beginnen und begab ſich zu dem Ende nach Pavia, wo er im April **1512** anlangte. Allein gerade nun, da er ſich in ein ruhiges und geordnetes Leben ergeben hatte, nun mußte er mit Gewalt wieder daraus geriſſen

---

[2]) S. Schubart, p. 22.

werden. Er hatte ein Vierteljahr ſeinem neu begonnenen Studium obgelegen, als Pavia, welches von den Franzoſen beſetzt war, von den Schweizern belagert wurde. Hutten hatte mit der franzöſiſchen Beſatzung ſchon lange nicht im beſten Einvernehmen geſtanden und eben während der Belagerung wurde er, ohnedas von einem heftigen Fieber gepeinigt, von den Franzoſen in einen Winkel geſperrt und auf alle Weiſe geplagt und geängſtigt. Schon glaubte er, der Tod ſey ihm gewiß und dichtete ſich ſelbſt eine lateiniſche Grabſchrift, als Pavia in die ſiegreichen Hände der Schweizer fiel. Damit war indeſſen unſerm Hutten nicht ſonderlich geholfen. Denn die Schweizer ließen es ſich nicht ausreden, daß er unter den Franzoſen gedient habe; ſie nahmen ihn gefangen, plünderten ihn aus und mit genauer Noth konnte er ſich nach Bologna retten. Hier war er nun Willens, das unterbrochene Studium der Rechte mit erneutem Eifer fortzuſetzen, allein das böſe Fieber, welches ihn plagte, nahm eher zu als ab, und ſeine Dürftigkeit erreichte den äußerſten Grad. Es kam manchmal ſo weit mit mir, ſchrieb er ſelbſt ſpäterhin an Pirkheimer über dieſe Zeit, daß ich nichts hatte um meinen Hunger zu ſtillen, viel weniger die nöthige Kleidung. So war er zuletzt genöthigt, im Heere Kaiſer Max's als gemeiner Soldat Kriegsdienſte zu nehmen und machte als ſolcher im Jahre **1513** die Belagerung von Padua mit. Lange hielt indeſſen ſein kranker Körper dieſe Anſtrengungen nicht aus; im Jahre **1514** kehrte er nach Deutſchland zurück. Das väterliche Haus war ihm noch verſchloſſen; denn dort achtete man ihn noch immer, wie er ſich ſelber darüber ausdrückt, für den verlorenen Sohn. Aber ſeinem väterlichen Freunde, Eitelwolf von Stein, welcher Hofkanzler beim Churfürſten Albrecht von Mainz war, gelang es jetzt, dem armen Verlaſſenen die Huld dieſes Fürſten zuzuwenden; und bald hatte ſich Hutten denſelben dadurch verpflichtet, daß er auf Eitelwolfs Erſuchen hin ſeinen berühmten Panegyricus auf

den Einzug Alberts in Mainz dichtete, das bedeutendste seiner poetischen Erzeugnisse. (Schubart theilt einige schöne Stellen daraus in metrischer Uebersetzung mit.)

Bisher haben wir unsern Hutten in einem beständigen Kampfe gesehen mit Feinden und Widerwärtigkeiten verschiedener Art, aber in einem Kampfe nur für seine eigene Existenz; wir kommen nun zu den Jahren, wo seine Kampflust und seine Streitkräfte in einen weitern Anspruch genommen wurden.

Zuerst war es das schwer verletzte Recht und die tief gekränkte Ehre seiner Familie, wofür er in die Schranken trat. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte den Johannes von Hutten, den Sohn des oben erwähnten Ludwig von Hutten, zu seinem besondern Günstling erhoben und ihn mit Ehre und Vertrauen überhäuft. Es hatte sich der Edelmann durch ausgezeichnete, treue Dienste desselben werth gemacht, so wie er überhaupt durch seine Rechtschaffenheit und Liebenswürdigkeit der Liebling des ganzen Hofes, ja des Volkes geworden war. Bald aber nöthigten ihn die Nachstellungen des Herzogs, für die Ehre seiner Gemahlin ernstlich besorgt zu seyn. Er bat um seinen Abschied, der ihm nicht verweigert werden konnte. Den Herzog aber setzte der Gedanke an die Vereitelung seines Verlangens so in Verzweiflung, daß er auf einem einsamen Spazierritt, zu welchem er den arglosen Hutten eingeladen hatte, mit meuchelmörderischer Hand von hinten über den Wehrlosen herfiel, ihn mit sieben Wunden zu Boden streckte und seinen Leichnam an einem Baume aufhenkte. Das geschah am **8.** Mai **1515.** Die Kunde von diesem Verbrechen erregte, wohin sie immer drang, gerechte Entrüstung. Vor allen aber war es das beleidigte Geschlecht der Hutten, welchem die Sühnung dieses Frevels am Herzen lag. Das Bedürfniß dieser Familie sich zu wirksamen Maaßregeln enger zu verbinden,

führte auch unſern Hutten nach 16jähriger Abweſenheit wieder auf das väterliche Schloß zurück.

Während die übrigen Verwandten, unterſtützt von dem ganzen fränkiſchen Adel, ſich mit rechtlicher Klage an den kaiſerlichen Hof wandten, beeilte ſich jener, den Tugenden des Ermordeten und der Schuld ſeines Mörders bei der Mit- und Nachwelt ein unvergängliches Denkmal zu ſetzen. Der Reichthum ſeines Geiſtes und die Fülle ſeines empörten Gefühls ergoß ſich in einer Reihe von Schriften, unter welchen das Geſpräch Phalarismus und die 4 Reden gegen Ulrich von Würtemberg, welchen ſpäter noch eine 5te folgte, wohl die bedeutendſten ſind. Die Wirkung war außerordentlich. Ein Geſchichtsſchreiber[3]) ſagt: „Zwanzig befehdende Ritter hätten dem Herzoge nicht ſo viel ſchaden können, als ihm dieſer einzige Mann geſchadet. Er ſchilderte die Ermordung ſeines Vetters mit ſo lebendigen Farben, hatte bei ſeiner trefflichen Schreibart und meiſterhaften Darſtellungskunſt ein ſo großes Publikum, und wirkte auf den kaiſerlichen Hof ſo kräftig, daß der Schlag, der den Herzog treffen ſollte, ſelbſt wenn er auch ſonſt keine weitere Veranlaſſung zu ſeinem Unglück gegeben hätte, vielleicht doch nicht abzuwenden geweſen wäre.“ — Uns aber ſind dieſe Schriften noch beſonders deshalb von Wichtigkeit, weil ſich Hutten hier zuerſt in derjenigen Schreibart bekannt machte, worin eigentlich ſeine hohe Meiſterſchaft liegt: in ſeiner kräftigen, blühenden, claſſiſchen, lateiniſchen Proſa. —

Von mehr Bedeutung indeſſen als dieſe Familien-Streitigkeit war ein anderer gleichzeitiger Kampf, in welchem Hutten zu Gunſten der Wiſſenſchaft und eines verfolgten Freundes Mitſtreiter war. Es iſt dies der bekannte Verfolgungskrieg, welchen der Dominicanerorden, Hogſtraten an der Spitze, gegen den ehrwürdigen Räuchlin erhoben hatte.

---

[3]) Spittler in der Geſchichte Würtembergs. Wagenſeil 45.

Hier war alles vereinigt, um Hutten's kriegerisches Feuer zu entflammen. Die unwürdige Behandlung des verehrten und geliebten Räuchlin; die niederträchtigen Angriffe auf die wiederauflebenden Wissenschaften zu Gunsten träger Ignoranz und einer abgelebten Scholastik; — und endlich hatte ja Hutten während seines Aufenthaltes in Köln sattsam Gelegenheit gehabt, das Wesen und Treiben jener theologischen Gilde kennen und verabscheuen zu lernen. In diesem Kriege suchte Hutten seine Gegner erstlich durch einen gewaltigen Schwertstreich zu schlagen, welchen er ihnen in dem Gedichte «Triumphus Capnionis» d. i. „Räuchlins Triumphzug" beibrachte. Hier wurde ihnen in ernster Sprache ihr nichtswürdiges Treiben vor Augen gehalten, demselben der Untergang und der Wissenschaft ein glorreicher Sieg und unvergänglicher Flor prophezeit. Schmerzlicher aber noch als dieser Schwertstreich verwundete sie jener Stachelwald, welchen sie in den berühmten „Briefen der Dunkelmänner" gegen sich anrücken sahen. An dem ersten, theilweise höchst anstößigen Bande dieser Briefe hat Hutten laut eigener Protestation, keinen Antheil, aber der zweite verdankt aller Wahrscheinlichkeit nach seine Entstehung ihm und dem Crotus Rubianus. In diesen Briefen wird nun die unglaubliche Ignoranz und Stumpfsinnigkeit der Bettelmönche, ihre gemeine, fleischliche Gesinnung, ihr niederträchtiges Intriguiren u. s. w. auf die unbarmherzigste Weise parodirt. Da aber ein Hauptreiz dieser Satyren in der geschickten Parodie ihres barbarischen Deutsch- oder Küchenlateins besteht, so sind diese Briefe eigentlich unübersetzbar.

Besonders lustig war es, daß die Mönche in England und Brabant, welche die persönlichen Beziehungen in jenen Briefen nicht wissen konnten, den Inhalt derselben für baare Münze nahmen, weil sie hier so recht entschieden ihres Herzens Meinung niedergelegt fanden. Thomas Morus [4]) schreibt

[4]) Meiners, p. 99.

darüber an Erasmus: „Wenn wir bei dem Lesen jener Briefe lachen, so meinen Jene, wir lachen nur über den Styl. Den wollen sie nicht vertheidigen, aber, sagen sie, er wird durch den Gehalt der Gedanken reichlich wieder aufgewogen und die rauhe Schale birgt einen trefflichen Kern!“ Die deutschen Mönche aber kannten die in jenen Briefen figurirenden Hauptpersonen wohl und fühlten die Anspielungen deutlich genug. Die erhaltenen Stiche schmerzten sie auch so heftig, daß sie nicht ruhten bis sie vom Pabste eine Verdammungsbulle gegen diese Briefe ausgewirkt hatten.

Der Streit gegen die fanatischen Ordensgeistlichen brachte unsern Hutten seinem letzten, bedeutsamsten Kampfplatze, dem, auf welchem er mit der römischen Curie und ihrem Anhang zusammentreffen sollte, schon merklich näher; allein ehe wir ihn denselben betreten sehen, müssen wir ihn noch auf einer zweiten Wanderung nach Italien begleiten.

Die Ermordung seines Vetters Johann hatte ihn, wie bereits bemerkt, seinen Eltern wieder zugeführt; es scheint eine völlige Aussöhnung stattgefunden zu haben, und Hutten genoß von Seiten der Seinigen wiederum Unterstützung. Die Bedingung aber war, daß er in Italien das Studium der Rechte von Neuem ergreifen und sich die Doctorwürde in diesem Fach erwerben sollte. Hutten dachte von der Art wie die Rechtswissenschaft von den damaligen Juristen, die wenigen eleganten Juristen, wie Alciati in Italien, Budäus in Paris, Zasius in Freiburg abgerechnet, gelehrt und angewendet wurde, sehr ungünstig. Es schmerzte ihn überhaupt, daß sich in den deutschen Ländern das römische Recht an die Stelle des einfachen Landrechtes zu drängen begann.

Göthe hat diesen Uebergang des alten Rechtszustandes in den neuern in seinem Götz von Berlichingen darzustellen gesucht. Sie erinnern sich an die ergötzlichen Repräsentanten dieser neuernden Richtung, welche uns dort in den Per-

ſonen des Dr. Olearius von theoretiſcher, des Doctor Sapupi von practiſcher Seite erſcheinen.

Gleichwohl entſchloß er ſich, nach dem Willen ſeines Vaters nach Rom zu gehen und das verhaßte Studium von Neuem anzufangen. Nur um den Doctortitel, erklärte er ſeinem Crotus, werde er ſich nicht bemühen. Denn es verdroß ihn, daß dieſer Titel wie mit magiſcher Kraft ſo viele hohle Köpfe plötzlich zu angeſehenen Leuten umſchuf und daß ihn ſeine Verwandten gar nichts wollten gelten laſſen, weil er weder Doctor der Theologie noch der Rechte war.

Hutten kam noch im Jahr **1515** nach Rom, aber ſein Aufenthalt daſelbſt war nicht von langer Dauer. Auf einem Spazierritt, den er mit einem Freunde unternahm, traf er mit **5** Franzoſen aus der Suite des franzöſiſchen Geſandten zuſammen. Dieſe erlaubten ſich beleidigende Reden gegen den Kaiſer Max I., und Hutten, als guter Deutſcher, gebot ihnen zu ſchweigen. Die Franzoſen aber fielen über ihn her, mißhandelten ihn mit Schlägen, und als er zu entkommen ſuchte, zogen ſie den Degen. Huttens Freund hatte ſein Heil in der Flucht geſucht, und ſo blieb ihm nichts übrig als Einer gegen Fünfe gleichfalls den Degen zu ziehen. Das Wageſtück lief glänzend ab. Hutten erlegte den Wildeſten ſeiner Gegner; die andern Viere, dadurch erſchreckt, zogen ſich zurück und Hutten kam mit einer leichten Wunde in der linken Backe davon. Dieſe Waffenprobe hatte aber zur Folge, daß er um der Nachſtellungen der gereizten Gegner willen Rom verlaſſen und ſeine abermals unterbrochenen Studien in Bologna fortſetzen mußte. Doch es war, als hätte er durch ſeine jugendlichen Irrfahrten einen Geiſt der Unruhe über ſein ganzes Leben heraufbeſchworen. Auch in Bologna, wo er wirklich mit Fleiß und Ausdauer ſeinem Rechtsſtudium oblag, warf ihn ein widriges Ereigniß aus dem Gleiſe eines ruhigen und geordneten Lebens heraus. Es entſtand ein heftiger Streit zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Studi-

renden, und Hutten, von den erstern zum Sachwalter erwählt, führte ihre Sache, wie er glaubte, mit verhältnißmäßig großer Mäßigung, in der That aber mit solchem Ungestüm, daß der Podesta seine Würde dadurch verletzt sah und Hutten genöthigt ward nach Ferrara zu fliehen. Von da begab er sich über Venedig nach Deutschland zurück und langte im Sommer des Jahres **1517** in Augsburg an, wo ihn ein glänzender Ehrentag erwartete. Es hielt sich eben damals Max I. in Augsburg auf und Konrad Peutinger, der angesehene Augsburger und beliebte kaiserliche Rath benutzte die Gelegenheit, seinen Freund dem Kaiser persönlich vorzustellen. Alles, was zu Huttens Lob gesagt werden konnte; die Opfer, unter welchen er seine wissenschaftliche Bildung erworben; seine Leistungen als Dichter und Redner, alles wurde in die Lobrede verflochten, welche Peutinger seinem Freunde vor dem Kaiser und einer erlauchten Versammlung hielt. Besonders aber scheint dem alten Herrn die Erzählung von dem ritterlichen Strauß gefallen zu haben, welchen Hutten zu Ehren seines Kaisers bei Rom bestanden hatte. Maximilian erkannte ihm die Ehre zu, nicht nur zum Ritter geschlagen, sondern auch als kaiserlicher Redner und Dichter öffentlich von ihm selbst gekrönt und aller Vorrechte eines Solchen theilhaftig zu werden. Hutten selbst spricht sich in einem spätern Briefe an Peutinger also darüber aus: „Beständig schwebt es mir vor dankbarer Erinnerung, mit welcher Gastfreundlichkeit Du mich in Dein Haus aufgenommen, mit welchen Lobsprüchen Du mich Deinen Freunden, und welchen Freunden! empfohlen, welche glänzende Audienz endlich Du mir beim Kaiser verschafft hast. Und wie Dieser auf Deinen Antrieb hin mich vor sich beschied, mir selbst die Dichterkrone aufsetzte, jenen Lorbeerkranz meine ich, welchen die schönste und tugendreichste Jungfrau Augsburgs, Deine Tochter Constantia, so sorgsam und zierlich geflochten hatte.“

Ueberdas erhielt Hutten Anträge, sich dem Dienste des

kaiſerl. Hofes zu widmen, zugleich war er aber auch an den Hof des Churfürſten Albrecht von Mainz eingeladen worden. Ehe er ſich für letztern entſchied, begab er ſich auf ſein väterliches Schloß Steckelberg und hier eröffnete er den letzten folgenreichſten Kampf, den Kampf gegen die Macht des Pabſtes, von welcher er ſein deutſches Vaterland in politiſcher und religiöſer Beziehung daniedergedrückt ſah.

Wie bei Luther, ſo hatte ſich auch in Huttens Bruſt die Kriegsluſt zu dieſem Kampfe während ſeines Aufenthaltes in Italien und beſonders in Rom ſelbſt vielfach vorbereitet und er hatte ſeinen Gefühlen bereits in einer Menge von Epigrammen gegen das ungeiſtliche Treiben des vorigen Pabſtes Julius II. Luft gemacht. Jetzt aber fand er auf ſeiner Reiſe nach Steckelberg bei dem bekannten Cochläus eine Schrift des Laurentius Valla vor, betitelt: „Ueber die erlogene Schenkung des Kaiſers Conſtantin.“ Bekanntlich wurde die Berechtigung der Päbſte zu weltlicher Herrſchaft über einen beſtimmten ihnen zugehörigen Staat auf eine Schenkung zurückgeführt, welche der Kaiſer Conſtantin ſchon an den römiſchen Biſchof Sylveſter gemacht habe und welche von dieſem angenommen worden ſey. Im 15. Jahrhundert, als die Concilien mit dem Pabſte um die Oberherrſchaft kämpften, hatte Laurentius Valla, einer der erſten Gelehrten ſeiner Zeit, in oben erwähntem Buche den bündigen Beweis geliefert, daß die ganze Sache von einer ſolchen Schenkung eines hiſtoriſchen Grundes ermangle und eine reine Fiction ſey. Daß ferner eine ſolche Schenkung vom römiſchen Biſchof gar niemals hätte dürfen angenommen werden, ja, daß endlich, wenn dies je hätte geſchehen können, dennoch die Päbſte durch ihre gräuliche Regierung ſich dieſes Rechtes längſt wieder verluſtig gemacht hätten. Laurentius Valla war dafür heftig verfolgt und ſein Buch begreiflicher Weiſe verboten worden. Eben in dieſem Buche nun ſahe ſich Hutten eine beſonders wirkſame Waffe gegen die Anmaßungen

Roms in die Hand gegeben. Er gab daſſelbe auf Steckelberg, wo er eine Druckerei hatte, von Neuem heraus und dedicirte es keinem Andern als — dem Pabſte Leo X. ſelbſt. Man kann ſich über dieſen Einfall Huttens nicht treffender ausdrücken, als es Herder in ſeinem Denkmal Ulrichs von Hutten gethan hat [5]). „Ein rechter Jugend-, Helden- oder Eulenſpiegelſtreich in Huttens Leben!“ ruft Herder aus. Und in der That, in der Zueignungsſchrift Huttens an Leo tritt uns ganz jene ſchneidende Ironie im Gewande der naivſten Zuverſichtlichkeit entgegen, welche die Schwänke Eulenſpiegels characteriſirt. Sie erlauben mir, Sie kürzlich mit dem Gedankengang dieſer überaus wichtigen Schrift bekannt zu machen.

Hutten hatte in Italien irgendwo die Inſchrift geſehen: „Leo X. dem Wiederherſteller des Friedens.“ Dies nimmt er nun als ein von Leo gegebenes Verſprechen an und ſpendet ihm dafür gebührenden Dank. Leo, ſagt er, ſey ein wahrer Oberprieſter, das ſeyen die vorigen Päbſte nicht geweſen, die hätten den Frieden nur geſtört. Mit dem Frieden aber, ſo ſchließt er nun weiter, müſſe auch Freiheit und Wahrheit wiederkommen, denn bei der Tyrannei ſey Frieden unmöglich. Jetzt dürfe ſich, da Leo Frieden verheißen, auch die Wahrheit wieder zeigen, und ſo denn auch das Buch des Laurentius Valla, das nur Solche hätten unterdrücken können, welche keine Päbſte, ſondern reißende Wölfe geweſen ſeyen. Leo, fährt er fort, habe großes Uebel verhütet, indem er auf friedlichem Wege Recht und Gerechtigkeit wiederherſtelle. Denn die Erbitterung und Bewegung unter dem Chriſtenvolke ſey groß. Wären die Chriſten in dieſer Stimmung auf einen ſchlechten Pabſt geſtoßen, ſo würden wir den unrechtmäßigen Beſitzern gar Manches mit Gewalt entreißen müſſen; Dir verdanken wir es, daß wir Alles ohne

5) Th. 15. S. 88.

Unruhe erhalten. Weil Du nun so verdient bist um den Frieden, so ist es thöricht zu fürchten, Du könntest die Wiederauflegung dieser Schrift deshalb übel nehmen, weil Deine Vorgänger sie verboten haben. Du hast mit ihnen keine Gemeinschaft, weil sie keine Gemeinschaft mit Christo hatten. — Nun folgt der Beweis, daß Valla's Schrift nicht gegen wahre Päbste sondern nur gegen Tyrannen gerichtet sey. Darum, sagt Hutten weiter, wenn Du Frieden bringst, so kann Dir dies Buch nur willkommen seyn; denn kein Friede kann bestehen, wenn nicht Jedem das Seinige wieder zugestellt wird. Es müßte Dir denn jenes Versprechen nicht von Herzen gegangen seyn. Es geht Dir aber gewiß von Herzen. Darum schmähen Dich die, welche nur zweifeln mögen, ob Du dulden könnest, daß man gegen jene erlogene Schenkung schreibe. — Jetzt folgt eine Schilderung der Brandschatzungen, welche sich die Päbste in Deutschland erlaubt, sammt starken Invectiven gegen sie, die nicht nur Geld aus Deutschland erpreßt sondern auch die Seelen der Christen gemordet hätten. Zum Schluß verspricht Hutten noch, sobald Leo ihm irgend ein öffentliches Zeichen seines Wohlgefallens an dieser Schrift, woran er gar nicht zweifle, werde gegeben haben, so wolle er sich Mühe geben, noch viele solche Schriften aufzufinden. —

Diese Dedication an Leo ist datirt vom **1.** Dec. **1517**; eine solche Sprache führte Hutten also zu einer Zeit, da Luther erst vor etlichen Wochen seine Thesen angeschlagen hatte, welche doch gegen die päbstliche Gewalt noch ganz harmlos gehalten sind. Im Jahr **1520**, als Luther über die Rechtmäßigkeit der päbstlichen Gewalt ins Klare zu kommen suchte, da war jene von Hutten bereits seit **3** Jahren herausgegebene Schrift des Valla von großem Einfluß auf ihn. Ich habe eben, schrieb er damals an Spalatin, die Schenkung des Constantin von Laur. Valla unter Händen, welche Hutten wieder edirt hat. Ich finde mich so in die Enge getrieben, daß ich kaum mehr zweifeln kann, der Pabst

ſey eigentlich der Antichriſt, welcher erwartet wird. So genau trifft alles zu, wie er lebt, was er thut, was er ſpricht, was er verordnet. —“ Es hat ſeinen tiefern Zuſammenhang, daß Hutten in directer Oppoſition gegen den römiſchen Hof Luthern der Zeit nach ſo weit vorangeeilt iſt. Luthern, dem großen Theologen, war es zunächſt um die reine Verkündigung tief an ſich ſelbſt erfahrener Grundwahrheiten des chriſtlichen Glaubens zu thun, und als die päbſtliche Macht ihn hieran hindern wollte, da wurde der innere Drang ſo gewaltig, daß er auch jene äußere Feſſel zerſprengte. Hutten, der deutſche Ritter, war empört über das Joch, welches der römiſche Hof ſeinem deutſchen Vaterlande aufgeladen hatte, und ein Moment dieſer unwürdigen Tyrannei war ihm auch die Unterdrückung der evangeliſchen Lehre. Dieſe Grundverſchiedenheit zwiſchen beiden Männern hatte eine zweite zur Folge. Luther von rein evangeliſchem Standpunkte aus, konnte in ſeinem heiligen Kriege keine Waffen anerkennen außer Gottes Wort und Geiſt. Hutten, auf dem politiſchen Standpunkte eines deutſchen Patrioten, machte ſich ſo wenig als Sickingen und Kronberg ein Bedenken daraus, als Wort und Schrift nicht ſchnell genug durchgreifen wollten, mit dem Schwerte nachzuhelfen. Hutten ſelbſt hat dieſe Verſchiedenheit gefühlt: er ſagt in einem Ermuthigungsſchreiben, welches er Luthern nach Worms ſandte: darin iſt unſre Weiſe verſchieden, daß die meinige menſchlich iſt, und du, der Vollkommenheit ſchon näher, dich nur an das Göttliche hältſt.

Es iſt characteriſtiſch für die damalige Geſinnung des Churfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, daß die Herausgabe jener Schrift Valla's von Seiten Huttens kein Hinderniß für dieſen war, in den angebotenen Dienſt am Mainzer Hof wirklich einzutreten. Dieſer Dienſt führte ihn im folgenden Jahre nach Paris, wo er ſich durch ſeine gelehrte Bildung die Achtung und Freundſchaft eines Budäus und anderer Gelehrter, durch ſeine geſellſchaftliche Bildung aber, ſeinen

Witz und seine Gewandtheit in Umgang selbst die Bewunderung und Liebe der in diesem Punkt doch immer delicaten Franzosen erwarb. Nach mehreren andern Reisen nahm ihn sodann Albert im Sommer **1518** mit sich auf den Reichstag in Augsburg, auf welchem der Cardinal Cajetan als päbstlicher Legat erschien, um unter anderm Luther zu verhören und die Deutschen für einen Türkenkrieg zu begeistern. Dies letztere war es nun allerdings, wohin es auch Hutten zu bringen wünschte. Er verfaßte eine glänzende Rede an die deutschen Fürsten, worin er ihnen die Nothwendigkeit eines solchen Krieges und die Aussicht auf einen ehrenvollen Sieg mit der blühendsten Beredsamkeit vor Augen stellte. Dabei war er aber weit entfernt, sich etwa an die Bemühungen Cajetans anzuschließen. Im Gegentheil, er zeigte in sehr derber Weise, daß die Geistlichkeit mit dem Kriegswesen gar nichts sollte zu schaffen haben, und daß es dem Cardinal-Collegium übel anstehe, dem tapfern deutschen Volke Anweisung zu geben, wie man einen Krieg zu führen habe. Auch sey es sonderbar, daß der Pabst zu diesem Kriege Geld *verlange*. Geld *geben* solle er, wenn es ihm so ernstlich darum zu thun sey. Und zwar solle er doch nur das hergeben, was die unzähligen Beamteten der römischen Curie verschlängen: ja er solle doch nur das in Deutschland lassen, was er jährlich dort zu erpressen pflege. An einer spätern Stelle warnt Hutten geradezu vor dem Cardinal, auf dessen Antrieb solle man doch ja nichts thun. Die Cardinäle würden lieber den Türken Sieg wünschen, als den Deutschen. Ja er giebt sogar zu verstehen, daß ein solcher Krieg die beste Gelegenheit seyn würde, wie Asien durch Demüthigung der Türken, so Rom durch Züchtigung der verderbten Geistlichkeit zu retten. Es versteht sich von selbst, daß auf solche Weise weder der Cardinal noch Hutten einen Türkenkrieg zu Stande brachten, aber Hutten hatte doch dem Pabst eine seiner Erwerbsquellen, nämlich die Erpressung von Geld unter dem Vorwande eines Türkenkrieges, für diesmal verstopft.

Hutten hatte seinen Entschluß, am Mainzer Hofe zu leben gegen seinen Freund Bilibald Pirkheimer in Nürnberg, welcher denselben gemißbilliget, in einem ausführlichen Schreiben an diesen zu rechtfertigen gesucht. Es sey nicht Geschmack am Hofleben selbst was ihn dorthin ziehe, denn er hasse jetzt schon den Uebermuth der Höflinge: die großartigen Versprechungen, die doch nur blauer Dunst seyen, die weitläufigen Komplimente, die Gespräche, wobei einem nur aufgelauert werde. Aber er fühle das Bedürfniß nach einem thätigen Leben, nach einer ehrenvollen Stellung im Leben; ein einsames, beschauliches, nur den Studien gewidmetes Leben sage ihm durchaus nicht zu. Er wolle den ererbten Adel verdienen; denn ein Bürgerlicher, der sich durch Tüchtigkeit heraufarbeite, scheine ihm vornehmer, als ein geborner Edelmann, der selbst unthätig nur vom angeerbten Adel zehre. Man solle nur nicht glauben, daß er die Studien nun werde liegen lassen. Diese gedeihen vielmehr bei ihm am besten im Drang der Geschäfte. Auch sey das adeliche Landleben dermalen den Musen nicht besonders förderlich, in dem die Sorgen der Landwirthschaft und die beständigen Streitigkeiten bald mit den untergebenen Bauern, bald mit den Gränznachbarn unaufhörliche Störungen verursachten. Weiterhin zählt Hutten alle die trefflichen Männer auf, deren er sich als tüchtige Mitstreiter in dem Kampfe gegen die Barbarei erfreue, und schließt mit dem begeisterten Ausruf: O welche Zeit! Welcher Stand der Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben; aber zur Ruhe setzen mag ich mich noch nicht. O Bilibald, es grünen die Studien, es blühen die Geister! Greif zum Strick, alte Barbarei, oder sieh, wo du sonst unterkommst!

Dennoch hielt Hutten nicht länger als bis zu Anfang des Jahrs **1519** am Mainzer Hofe aus. Die Reisen für seinen Herrn, den Aufenthalt auf dem Augsburger Reichstage hatte er sich gefallen lassen, aber die unthätige Zeit,

welche nun folgte, war ihm auf die Dauer unerträglich. Albert war so großmüthig, ihm den vollen Gehalt zu lassen mit der Freiheit, leben zu dürfen, wo es ihm beliebe. Damals schickte sich eben der schwäbische Bund unter dem Befehl Franzens von Sickingen zu einem Zuge gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg an, welcher die Stadt Reutlingen überfallen und hart mitgenommen hatte. An diesem Zuge nahm die ganze Familie der Hutten Theil, indem er ihnen eine erwünschte Gelegenheit war, sich für Johann von Huttens Tod eine Genugthuung zu holen; und auch unser Ulrich von Hutten schloß sich um so lieber demselben an, als er kurz vorher die Bekanntschaft des edeln Sickingen gemacht hatte, welche sich auf diesem Zuge bald zur festesten und innigsten Freundschaft entfaltete. — Der Krieg lief sehr gelinde ab. Ulrich, von den Schweizern verlassen, floh aus dem Lande und dieses fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der Sieger. Hutten beklagte das, er hätte gerne die Schweizer oder die Franzosen herbeigewünscht, um die Kräfte des schönen, tapfern Bundesheers in Bewegung zu setzen.

Indessen er wußte sich zu entschädigen. War ihm der Kampf mit dem Schwerte verkümmert worden, so strömte er seinen Kriegermuth in einer Reihe von Schriften aus, welche er im Laufe des Jahres **1519** theils zu Mainz, theils auf Steckelberg verfaßte, und zu Anfang des Jahres **1520** durch den Druck veröffentlichte.

Es sind das **4** Gespräche. Das erste ist betitelt: Das Fieber. Hutten kündigt dem Fieber die Wohnung auf und empfiehlt ihm, zum Cardinal Cajetan zu gehen. Das Fieber will nicht, weil der Cardinal seine Leute zu schlecht halte. Darauf schickt es Hutten zu den reichen Fuggern. Dort will es auch nicht hingehen, weil es sich vor den vielen Aerzten fürchtet. Darauf schickt er es zu den Bettelmönchen, darauf zu der höhern Geistlichkeit. Hier hofft das

Fieber keinen Platz mehr zu bekommen, weil schon genug andere Krankheiten da ihren Sitz aufgeschlagen. Endlich empfiehlt ihm Hutten einen Günstling des Pabstes, der eben von Rom angekommen und dort bei einem Cardinal leben gelernt habe. Zu dem geht es denn hin. — Das zweite Gespräch ist betitelt: Fieber das zweite. Das Fieber kehrt wieder zu Hutten zurück, und verlangt, freilich umsonst, wieder bei ihm aufgenommen zu werden. Es entwirft eine ergreifende Schilderung von dem lasterhaften und unseligen Leben der Geistlichen. Ein drittes Gespräch heißt: Die Zuschauer. Es treten darin auf der Sonnengott und sein Sohn Phaëton, welche den Sonnenwagen von der Culminationshöhe wieder abwärts führen und durch einen Riß in den Wolken hindurch den Augsburger Reichstag von **1518** beobachten. Da wird dann allerlei zu Lob und Schimpf des deutschen Volkes geredet. Wobei wir eine Stelle nicht übergehen dürfen, in welcher Hutten in höchst naiver Weise offenbar sich selbst porträtirt. Sol hat seinem Sohne die Deutschen als eine dem Trunke sehr ergebene Nation geschildert. Da fragt Phaëton, ob denn keine Aussicht da sey, daß dieses Volk auch einmal eine geistigere Richtung einschlagen werde? worauf Sol versichert, es sey bereits der Anfang gemacht. Es seyen solche da, welche ihren Geist ausbilden und mit den Musen aus der Castalischen Quelle trinken. Sieh dort, spricht er, jene dünnen, magern, schwach nach dem Körper, aber von großer und unbezwinglicher Geisteskraft; denn ihrem Geiste wohnt Schärfe und eine gewisse Erhabenheit bei. Besonders hart aber wird der päbstliche Legat Cajetan mitgenommen. Gegen das Ende des Gesprächs tritt dieser selbst auf in höchster Wuth gegen den Sonnengott, daß er so lange kein schönes Wetter gemacht habe, was in dem ohnehin kalten Deutschland gar nicht auszuhalten sey. Wenn er fortan nicht genau nach dem Befehle des Pabstes und seines Legaten erscheinen werde, so solle er ohne Gnade in

den Bann gethan werden. Der Sonnengott nimmt, wie billig, dieſe Drohung höchſt ironiſch auf, ſtellt ſich ſehr reuig und demüthig, entſchuldigt ſich, er habe deshalb bisher den Augsburger Reichstag nicht beſchienen, damit die Intriguen des päbſtlichen Legaten nicht an den Tag kommen ſollten, verſpricht aber für die Zukunft allen Gehorſam.

Die gewaltigſte von allen dieſen Schriften aber iſt das vierte Geſpräch: Vadiscus oder die römiſche Dreifaltigkeit. Hutten muß dem Ehrnhold erzählen, was ſein Freund Vadiscus, der kürzlich aus Italien zurückgekehrt ſey, ihm über Rom mitgetheilt habe. Dieſe Berichte ſind in lauter Triaden gruppirt, z. B. drei Dinge ſchirmen den römiſchen Stuhl: das Anſehen des Pabſtes, die Reliquien, und der Gewinn, der aus den Indulgenzen gezogen wird. Drei Dinge bringt man mit aus Rom: ein beflecktes Gewiſſen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Geldbeutel. Drei Dinge ſind es, an die man in Rom nicht denkt, ohne darüber zu lachen: das Vorbild der erſten Chriſten, das Pontificat des Petrus und das jüngſte Gericht. Drei Dinge ſind zu Rom am meiſten im Schwange: Fleiſchesluſt, Augenluſt und hoffärtiges Leben. Drei Gemüſe haben die Armen in Rom: Kraut, Zwiebeln und Knoblauch. Die Reichen haben auch drei: den Schweiß der Armen, den Wucher und den Raub des Chriſtenvolkes. Dreierlei Leute haben in Rom das Bürgerrecht: Simon, Judas und das Volk von Gomorrha. Drei Dinge ſind es, an welche in Rom die wenigſten glauben: die Unſterblichkeit der Seele, die Gemeinſchaft der Heiligen und die Höllenſtrafen, u. ſ. w.

Alle dieſe Dreiheiten werden nun jedesmal ausführlich durchgegangen und die Gebrechen der Kirche und des römiſchen Hofes in vielen Stücken deutlich und kräftig beleuchtet. So iſt von der römiſchen Habſucht die Rede. Hutten erzählt, wie in Mainz ein Greis ſich erinnere, daß nur zu ſeinen Lebzeiten die erzbiſchöfliche Würde 8 mal um ſchweres Geld

habe gekauft werden müſſen, weil jedesmal bei Erledigung derſelben der Pabſt wiederum ſeine unmäßigen Forderungen durchgeſetzt habe. Ehrnhold meint nun, es ſollte nur einmal eine einzige Kirche eine ſolche Stelle ganz von ſich aus beſetzen, ohne Geſandte nach Rom zu ſchicken und dem Pabſte Zahlungen zu leiſten. Das werde dann Nachahmung finden. Nein, antwortet Hutten, das würde zu einem Kriege führen. Nun denn, antwortet Ehrnhold, ſo iſt eine Vereinigung der ganzen deutſchen Nation das einzige Mittel, das Joch mit einem Mal abzuſchütteln. Das, hofft Hutten, werde auch bald geſchehen. Doch iſt er noch der Meinung, man müſſe der Kirche nicht das Haupt abſchlagen d. h. den Pabſt abſchaffen, ſondern nach Art eines weiſen Arztes, nur alles Krankhafte wegſchneiden. Da würden dann viele ſchlechte Geiſtliche von ſelbſt aus ihrem Stande austreten, und den beſſern würde dann unter andern Bedingungen, z. B. nach Aufhebung des Cölibats ein weit geſegneteres Wirken möglich ſeyn. — An kräftigen Kernſtellen gegen Rom fehlt es dieſer Schrift nicht, ich will nur einen Ausruf Ehrnholds anführen: Hinweg mit dir Rom, das du den Glauben an Chriſtum nicht haſt, ſondern eine Pflanzſtätte teufliſchen Geizes biſt. Hinweg, du Wurzel der Sünden und Laſter, aus welcher das allgemeine Verderben der Kirche Chriſti hervorwächſt, hinweg mit dir!

Alle dieſe Schriften ſind, wie Huttens Werke mit wenigen Ausnahmen überhaupt, anfänglich lateiniſch geſchrieben, wurden aber ſpäter in's Deutſche übertragen und waren von außerordentlicher Wirkung. Von allen Seiten her, aus Böhmen, aus Frankreich, aus Italien, von Königen, Fürſten, Edeln, Biſchöfen, Gelehrten erhielt Hutten Zuſchriften, worin ihm zu dem begonnenen Kampfe Glück gewünſcht und er ermuntert wurde, ihn eifrig fortzuſetzen. Hutten hatte gegen **2000** ſolcher Briefe geſammelt, die er unter dem Titel: „Vertraute Briefe“ herauszugeben gedachte. Ueber-

haupt war es jene Zeit in Huttens Leben, wo ihm das, was man Glück nennt, am meiſten zugelächelt hat. Seine Geſundheit war kräftiger als vorher und nachher, er ſah ſich von den Beſten geehrt, von einem der mächtigſten Fürſten begünſtigt, und ſo dachte er ernſtlich daran, ſich an eigenem Heerde ein häusliches Glück zu gründen. Schon von ſeinem Feldlager in Würtemberg aus, hatte er an Friedrich Piscator geſchrieben: „Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit du weißt, was für eine: gib mir eine ſchöne, junge, rechtſchaffen erzogene, heiterer Gemüthsart, züchtig und geduldig. Sie ſey nicht unbemittelt, aber auch nicht reich. Denn ich ſuche nicht Reichthum und was die Vornehmheit anbelangt, ſo glaube ich, dem Weibe, welches Hutten freit, wird der Adel nicht fehlen.“ Allein er erkannte bald, daß ruhige und glückliche Tage ſein Theil nicht ſeyen, und daß das heiße Tagewerk, welches ihm beſchieden war, ihm nicht geſtatte, ſich nach ſolchen lieblichen Bildern umzuſchauen. Den Sieg, welchen er über ſeine ſanguiniſchen Wünſche und Hoffnungen erfocht, hat er in einem köſtlichen Geſpräche gefeiert, Fortuna betitelt, welches im Jahre **1519** erſchien. Hier hat er Kraft und Humor genug, die überwundene Thorheit ſeines eigenen Herzens auf das geiſtreichſte zu verſpotten. Er tritt vor die Glücksgöttin hin und begehrt von ihr erſtlich ein Weib, und zweitens eine jährliche Rente von **1000** Goldgulden, womit er auf ſeinen väterlichen Gütern ſtandesgemäß leben zu können hoffe. Die ſchalkhafte Göttin aber weiß ihn mit meiſterhafter Dialectik aus einer Enge in die andere zu treiben und ihm immer ſchlagender darzuthun, wie ſolche Wünſche ganz und gar nicht zu ſeinem Weſen und Charakter paſſen; ſo daß Hutten endlich den Entſchluß faßt, an die hartherzige Göttin keine Bitten mehr zu wenden, ſondern in der nächſten Capelle Chriſtum anzurufen, daß er ihm eine geſunde Seele in geſundem Leibe ſchenken wolle.

Bald traten auch in Huttens Schickſal Wendungen ein,

durch welche er ohnehin jede Hoffnung auf irdiſches Glück zertrümmert ſehen mußte. Durch ſeine wiederholten, immer keckern Angriffe ſah ſich denn doch endlich der Pabſt zu einem Gegenſchritt veranlaßt. Er erließ im Juli **1520** ein Breve an Albert von Mainz, worin er mit großer Schonung, aber doch entſchieden genug ſeine Verwunderung zu erkennen gab, wie ſolche Schriften von einem Manne aus der Umgebung Alberts und unter ſeinen Augen herausgegeben werden könnten; und verlangte, daß der Verfaſſer entweder ſich mäßige oder zu gebührender Strafe gezogen würde. Zu erſterm nun ſuchte Albert Hutten zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Darüber kam es zum Bruch zwiſchen beiden, und nicht durch einen beſtimmten Befehl Alberts, ſondern durch dieſe Geſtaltung des Verhältniſſes genöthigt, verließ Hutten ungern ſein goldenes Mainz, wie er dieſe Stadt unter großer Lobpreiſung zu nennen pflegte; bald darauf erſchien eine Bekanntmachung, welche Jeden mit dem Kirchenbanne bedrohte, der Huttens Schriften kaufen, verkaufen oder nur leſen würde. Indeſſen, obſchon ihm durch den Bruch mit Albert eine bedeutende Stütze weggeſchlagen wurde: von einer Feſſel wurde er doch eben hiedurch befreit. Jetzt erſt konnte er, was er wohl längſt gewünſcht hatte, ſich öffentlich an Luther anſchließen und ſich als deſſen Bundesgenoſſen bekennen. Schon bei ſeiner Rückkehr aus Frankreich im Frühjahr **1518** hatte Hutten von der in Sachſen entſtandenen Bewegung Kunde erhalten. Er hielt dieſelbe indeſſen nur für einen Krieg der Mönche unter einander, und hoffte, daß dieſelben ſich auf ſolche Weiſe ſelbſt aufreiben würden. Dem Ordensbruder, welcher ihm dieſe Nachricht gegeben, ſagte er es geradezu: Freſſet euch nur unter einander auf, damit wir euch los werden. — So ſcheint Hutten auch auf dem Reichstage zu Augsburg **1518**, wo doch Luther von Cajetan verhört d. h. kurzweg zum Widerruf aufgefordert wurde, noch gar nicht mit ihm in Berührung gekommen zu ſeyn. Erſt im Jahre

1520 fing er an, ſich mit Luther in Beziehung zu ſetzen. Er ließ ihm durch Melanchthon in Sickingens Namen einen ſichern Aufenthaltsort anbieten: bat aber Melanchthon, er möge nicht merken laſſen, durch wen dieſes Anerbieten ausgerichtet worden ſey, ſo wie er auch nicht ſelbſt an Luther ſchreiben wolle, aus gewiſſen Gründen. Dieſe Gründe ſind keine andern als eine Schonung gegen Albrecht von Mainz, mit welchem Hutten damals noch gut ſtand, Luther dagegen bereits verfehdet war. Jetzt fiel dieſe Schonung von ſelbſt hinweg, und Hutten ſchrieb ſeinen erſten Brief an Luther, worin er ihm Muth einſpricht, ihm verſichert, daß er, es gehe wie es wolle, auf ſeine Hülfe zählen könne und ihn abermals einladet, ſich zu Sickingen zu begeben, wenn er in Sachſen nicht mehr ſicher ſeyn ſollte. Es iſt bekannt, daß Luther auf ſolche Zuſicherungen hin gegen Spalatin verlauten ließ, er werde nun jeden Antrag zu einer Ausſöhnung mit Rom von der Hand weiſen. —

Doch nicht nur das. Hutten war damals noch voll der ſchönſten, kühnſten Hoffnungen auf die Hülfe des fürſtlichen Bruderpaars, des römiſchen Königs Ferdinand und des neu erwählten Kaiſers Karls V. Er konnte ſich es nicht anders denken, als daß dieſe deutſchen Fürſten für die Freiheit Deutſchlands noch weit begeiſterter ſeyn müßten als er es ſelbſt war. Von der ſelbſtſüchtigen Politik Karls V., welche uns freilich ſattſam bekannt iſt, hatte der redliche Hutten keine Ahnung. Schon im März des Jahres **1520** hatte er eine alte Schrift, die er im Kloſter zu Fulda aufgefunden, neu herausgegeben und dem König Ferdinand dedicirt. Dieſe Schrift vertheidigt den Kaiſer Heinrich IV. gegen den Pabſt Gregor VII. und Hutten wollte jenen Fürſten dem neuerwählten Kaiſer als Muſter eines freien deutſchen Kaiſers aufſtellen. In der Zueignungsſchrift an Ferdinand ſagt er: Es ſey Pflicht, dem neu angehenden Kaiſer mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Darum wolle er rathen, Deutſch-

land von einem Feinde zu befreien, der ſchlimmer ſey, als die Türken, nämlich von der Tyrannei Roms. Er beklagte, daß Karl bereits angefangen, ſich dieſer Sclaverei zu fügen, und rühmt dagegen Heinrich IV. Die Päbſte ſeyen um der Liebe willen zu ermahnen, doch lieber jetzt gleich freiwillig zur Beſinnung zu kommen, als daß man ſie, was bald geſchehen würde, dazu zwinge. Es könne ihnen ſelbſt nur frommen, wenn ſie ſich beſſern, da bereits der Welt anfangen die Augen aufzugehen. Die Stellen der heil. Schrift, welche von ſchlechten Hirten handeln, werden auf die Päbſte angewendet. — Warum er das ſchreibe? fragt Hutten. Weil man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen. Und beſonders Fürſten müßten die Wahrheit lieb haben. Darum widme er dieſe Schrift ihm. Und wenn Jemand ſage: Wie, du willſt den Pabſt verächtlich machen? ſo antworte er: Nein, ſondern ich will der Welt aus einem Tyrannen einen Prieſter, aus einem weltlichen Fürſten einen Vater, aus einem Dieb einen Seelenhirten machen.

Als Hutten ſah, daß zu Mainz ſeines Bleibens nicht mehr ſey, beſchloß er, ſich geradeswegs an den kaiſerlichen Hof nach Brabant zu wenden. Er hoffte, als kaiſerlicher Redner durch ſeine Beredſamkeit nicht wenig Einfluß auf den jungen Kaiſer ausüben zu können. Vor ſeiner Abreiſe gab er noch eine ähnliche alte Schrift, wie die eben erwähnte, heraus, mit einem kräftigen Aufruf „an alle Freien in Deutſchland“, welcher mit den Worten ſchließt: Schon iſt die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und der Weinberg des Herrn geſäubert werden. Das ſollt ihr nicht nur hoffen, ſondern bald auch ſchauen. Inzwiſchen habt guten Muth, ihr deutſchen Männer, und ermuntert einer den andern. Habt ihr doch keine unkundigen noch ſchwachen Vorfechter in dieſem Kampf um die Freiheit. Seyd nur ihr ſtark und unerſchrocken, und ſtreckt nicht mitten im

Gefecht die Waffen. Denn durchbrechen müſſen wir, durchbrechen endlich, um ſo mehr, da uns ſolche Kräfte und eine ſo günſtige Gelegenheit zu Gebote ſtehen, da unſer Gewiſſen ſo rein, unſere Sache ſo gerecht iſt; und da dieſe Tyrannei bereits ihren höchſten Gipfel erreicht hat. Darnach thut und gehabt euch wohl! Geſchrieben unterwegs zu Pferd am **25. Mai 1520.** Es lebe die Freiheit! Der Würfel iſt geworfen! — Allein kaum war Hutten bei Hofe angekommen, ehe er eine Audienz beim Kaiſer erhalten konnte, ſo wurde er von Allen, die es gut mit ihm meinten, dringend ermahnt, ſich ſo ſchnell als möglich davon zu machen, denn es ſeyen von den päbſtlichen Legaten bereits Meuchelmörder beſtellt, um durch Gift oder Schwert ſeinem Leben ein Ende zu machen. So ſah ſich Hutten genöthigt zu fliehen, und nahm zunächſt den Weg nach Mainz. Unterwegs begegnete er dem Inquiſitor Hogſtraten. Er hielt ihn an und rief: Halt, Nichtswürdiger, jetzt biſt du an den Rechten gekommen! Welches Todes ſoll ich dich jetzt ſterben laſſen, du blutdürſtiger Schurke? Hogſtraten fiel auf die Kniee und flehte: Verzeihung, beſter Hutten, wackerer Ritter, Verzeihung! Und Hutten ließ ihn ziehen indem er ſagte: Mit deinem ſchändlichen Blut will ich mein Schwert nicht beflecken! — In Mainz konnten ſich Huttens Freunde nicht genug verwundern, daß er ſo entronnen ſey. Er ging nach Frankfurt, dort vernahm er, daß der Pabſt mehreren deutſchen Fürſten, und beſonders dem Churfürſten von Mainz aufgetragen habe, ihn gefeſſelt nach Rom zu ſchicken; ja daß der Kaiſer vom päbſtlichen Legaten bereits darum angegangen worden ſey, ihn in die Reichsacht zu erklären. — Jetzt ſtand dem Verfolgten keine Rettungspforte mehr offen, als die Pforte des Schloſſes Ebernburg, wo ihn ſein treuer Franz von Sickingen mit der herzlichſten Bereitwilligkeit aufnahm.

Das Erſte, was Hutten im Schirm der Ebernburg un-

ternahm, war, daß er schriftlich nachzuholen suchte, was ihm persönlich am kaiserlichen Hofe nicht gelungen war. Im September **1520** schrieb er an den Kaiser, an den Churfürsten Albrecht, an Friedrich den Weisen und richtete endlich ein Schreiben an alle Deutsche aller Stände.

Beim Kaiser beschwert er sich bitter über die ungerechten Verfolgungen, welche Rom gegen ihn erhebe und stellt ihm vor, wie schmählich es für den deutschen Kaiser sey, daß der Pabst sich unterstehen dürfe, einen deutschen Ritter in Deutschland fesseln und nach Rom bringen lassen zu wollen, ehe er von seiner Obrigkeit verhört sey. In äußerst starker und — fast reicht der Ausdruck nicht hin — freimüthiger Sprache schärft hier der Unterthan dem Kaiser die Pflicht ein, Recht und Wahrheit zu schützen. —

An Albert von Mainz schreibt Hutten entschieden und kräftig; aber eine unverkennbare Wehmuth über das zerrissene Band dämpfte das ungestüme Feuer, welches in den übrigen gleichzeitigen Zuschriften lodert. Das Schreiben an Albert, kurz, kräftig und treuherzig, erlaube ich mir, Ihnen in der Uebersetzung ganz mitzutheilen, um so lieber, als Meiners und Wagenseil es nur flüchtig erwähnen:

Dem Cardinal und Erzbischof Albert entbietet Ulrich von Hutten seinen Gruß.

Von Andern habe ich erfahren müssen, was Leo X. dir aufgetragen hat; wie kann er dir doch befehlen, wie dich zwingen, mich gebunden nach Rom zu schicken? Darauf hast du ihn, wie mir scheint mit Unrecht, nicht aufmerksam gemacht; vielleicht deshalb nicht, weil du von seiner Gnade abhängig bist; und ich wünsche dir herzlichst und freundlichst, daß es dir damit gelingen möge. Nur fürchte ich sehr, er werde euch Bischöfen und der ganzen Geistlichkeit ein böses, schweres und trauriges Spiel machen mit dieser seiner unerhörten Frechheit. Das nehmt wohl in Acht und sehet euch in Zeiten vor, damit ihr nicht einmal sagen müsset:

das hätte ich nicht geglaubt. — Ach wenn ich doch nur jetzt zu einer Unterredung mit dir gelangen könnte! Ja, wehe dem, der meine Entfernung aus deiner Nähe veranlaßt hat; aus der Nähe eines Fürsten, welcher der wahren Frömmigkeit und den Bessern so wohl will! das ist bei meinem Schicksal das Beklagenswertheste. Aber das Alles will ich dulden, ja ich will mir's nicht merken lassen. Man verbannt mich von den Höfen, aus den Städten, auch aus meinem goldenen Mainz, vom öffentlichen Verkehr aus der Gesellschaft, mich, einen Menschen, der keiner Unredlichkeit angeklagt, keiner Schandthat, keines Verbrechens überwiesen, sondern nur ein Vertheidiger der Wahrheit ist: mich, der ich zum Besten gerathen, verbannt man unverhört, und mein Haupt wird nach Rom gefordert. Wer noch einen Tropfen deutschen Blutes in sich hat, muß den diese unwürdige Behandlung nicht empören? — Und als wollte er mit einem Stoß Alles umwerfen, ruft er den Arm der weltlichen Gewalt zu Hülfe. O einzige Verblendung! ewig denkwürdige Sinnesverwirrung. Doch sie, die solches thun, heißen ja heilig. Ich wende mich an dein Gewissen, Albert, und frage dich, kann ein christlicher Bischof, welcher durch so manches Gelübde der Welt entsagt hat, seiner Würde mehr vergeben, als wenn er am Arm des Herrn, d. i. am Sohne Gottes, an Gottes Wort verzweifelt und den weltlichen Arm zu Hülfe ruft, d. h. das Reich von dieser Welt, welches nicht Gottes ist, ja vom Reiche Gottes so geschieden, daß beide keine Gemeinschaft haben. Davon spricht der Prophet Jesaias: Wehe denen, die nach Egypten hinabziehen und ihre Hoffnung auf die Rosse setzen und ihr Vertrauen auf die Wagen, weil ihrer so viel ist, und auf die Reiter, weil sie so stark sind; aber auf den Heiligen Israel trauen sie nicht, und den Herrn suchen sie nicht. — Mir dagegen genügt es, auf den Arm des Herrn zu hoffen und mit demselben Propheten zu sprechen: Siehe, der Herr ist meine Hülfe, wer will wider mich

ſeyn? Denn die Motten werden Jene verzehren, welche ſo weit entfernt ſind von der chriſtlichen Mäßigkeit, welche Paulus von Allen verlangt; ſie, die da nicht wandeln nach dem Geiſte, ſondern die Lüſte des Fleiſches vollbringen, ſo daß man von ihnen ſagen kann: Sie verlaſſen ſich auf den zerbrochenen Rohrſtab Egyptens, der, ſo ſich jemand darauf lehnet, ſo gehet er ihm durch die Hand. Dieſen, Churfürſt Albert, habe ich die Wahrheit geſagt, und das hat ſie mir zu Feinden gemacht, nur dadurch konnte ich mir ihr Mißfallen zuziehen. Aber mag ich ihnen immerhin mißfallen, wenn nur meine Hülfe ſteht bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, und in deſſen Wahrheit ich wandeln will. Denn Er iſt die Wahrheit und alle Seine Gebote ſind Wahrheit. Darum, wenn man mir von den Fabeleien des römiſchen Biſchofs erzählt, welche nicht aus redlichem Eifer ſondern um ſchändlichen Gewinnes willen erſonnen ſind, ſo will ich ſie verachten, verwerfen, verabſcheuen, denn ſie ſind nicht nach dem Geſetze Gottes. Wenn doch der Biſchof Leo dieſes ſo ernſtlich im Herzen bewegte, als er darauf bedacht iſt, Deutſchland immer wieder aufs Neue zu brandſchatzen! und uns, die wir uns das päbſtliche Joch mit gutem Rechte vom Nacken ſchütteln, uns zuerſt durch Bannbullen, dann durch Gift und Schwert verfolgt, und zuletzt gebunden nach Rom geführt haben will: wahrlich er würde bis zu einem ſolchen Grade von Wahnſinn nicht verſinken, als nun geſchieht, ſo daß er entweder ſchleunig davon geheilt werden oder alles drunter und drüber gehen muß.

Dies Wenige habe ich dir ſchreiben wollen, die Zeit erlaubte nicht mehr. Dir wünſche ich Alles Heil, und inſonderheit wünſche ich dir, daß du von dem Gifte böſen Beiſpieles unberührt bleiben mögeſt. So möge dich denn Chriſtus der Heiland ſchirmen und ſtärken!

Ebernburg, den **1. September 1520.**

Weit derber als gegen Albert rückte Hutten gegen den Churfürſten von Sachſen, Friedrich den Weiſen, mit der Sprache heraus. Jetzt endlich ſehe ich, beginnt er, daß man der römiſchen Tyrannei entgegenwüthen muß. Es folgt eine Schilderung, wie Leo gegen ihn und gegen Luther gefrevelt. Ferner eine Schilderung von dem Verderben Roms. Er halte es für einen göttlichen Befehl, gegen dies vielköpfige Thier zu ſtreiten. Wer ſolle da helfen? Gott, ſage man. Ja, aber Gott bediene ſich der Menſchen dazu. Nun ein kräftiger Aufruf an die deutſchen Fürſten. Was thut ihr eigentlich, ihr Fürſten? Ach daß ihr, die ihr könnet, wolltet! oder wir Ritter, die wir wollen, könnten! Er werde, erklärt er, nicht ablaſſen zu ermahnen, bis die Fürſten ſich zur Tapferkeit ermannen oder ſich der Tapferkeit unfähig zeigen würden. Er erinnert an Cato, der geſagt habe: jeden Machthaber, der helfen könnte, und es nicht thue, den ſolle man ſteinigen. Es wäre ja beſſer, dem Türken zu dienen, als Rom. Doch habe der Churfürſt ein Gutes, nämlich, daß er Luthern ſchütze. Er ſolle aber an die Tapferkeit der alten Sachſen denken. — Ohne Blutvergießen, heißt es ferner, werde es nicht abgehen können bei der beabſichtigten Reformation. Da möchten aber die zuſehen, welche die Urſache dazu gegeben. Sie verdienten wohl mit dem Schwerte verfolgt zu werden, da ſie vielen das Gleiche gethan. Schließlich bemerkt Hutten, wenn er Niemanden zu gleichem Eifer entflammen könne, ſo werde er wenigſtens frei ſterben. Sterben, ſagte er, das kann ich. Ein Sclav ſeyn kann ich nicht.

In der Zuſchrift an alle Deutſchen aller Stände ermahnt Hutten die Deutſchen, eine ſolche Tyrannei, wie Rom ſie ausübe, doch nicht zu dulden, und ihn, der ſo viel für Deutſchland gethan und gelitten, doch nicht in der Noth zu verlaſſen. Er beruft ſich darauf, daß er bisher nur Lateiniſch geſchrieben habe, um ſeine Gedanken nicht

unter den großen Haufen zu bringen und dadurch Unruhe zu erregen.

Von diesem Grundsatze wich er nun auf der Ebernburg ab; es schien ihm jetzt nothwendig, mit seiner Weckstimme überall, auch zu den Ungelehrten hinzudringen. Daher übersetzte er mehrere seiner Schriften in's Deutsche, vor Allem jene obenerwähnten 4 Gespräche, welche er in der Uebersetzung unter dem Titel Gesprächbüchlein seinem Sickingen dedicirte. Es ließe sich ein schönes Bild von der Freundschaft Huttens und Sickingens entwerfen, wenn man alle die begeisterten Lobsprüche zusammenstellen wollte, welche Hutten an unzähligen Orten seinem Freunde spendete, und wenn man die selbstverleugnende Liebe mit berücksichtigte, mit welcher Hutten ihn neben sich selbst in mehreren seiner Gespräche auftreten läßt, wobei er sich selbst in den Hintergrund, ja eigentlich in den Schatten stellt und oft wirklich etwas roh und wild erscheinen läßt, nur damit die reine, edle Größe seines ritterlichen Sickingen desto heller und kräftiger leuchten könne. Am innigsten aber spricht sich seine Liebe zu Sickingen in der Zueignungsschrift zu diesem Gesprächbüchlein aus, die ich trotz der Kürze der uns zugemessenen Zeit mich nicht enthalten kann Ihnen mitzutheilen. Ebenso wenig wollen wir an der poetischen Vorrede zu dem Gesprächbüchlein vorübergehen, welche an die Leser gerichtet ist [6]). Um hier recht zu würdigen, wie viel in der einen Zeile liegt: „Obwohl meine fromme Mutter weint", muß man sich erinnern, welche edle und zarte Rücksichten Hutten auf die Sicherheit der Seinigen nahm, während er sich selbst rücksichtslos jeder Gefahr Preis gab. Nämlich ihn von seiner gefahrvollen Laufbahn abzubringen, die er nun einmal für seinen Lebensberuf erkannt hatte, das vermochte weder sein Vater durch Zureden, noch seine Mutter

---

[6]) Beide Stücke siehe in dem Anhang zu diesen Beiträgen.

durch Bitten. Als aber nun der Vater, ausgesöhnt mit ihm, gestorben war, ließ Hutten die Theilung des väterlichen Vermögens in seiner Abwesenheit vor sich gehen, ohne sich im Geringsten darein zu mengen, da er doch der Erstgeborne war, weil er die Mutter und die Brüder durch seine Anwesenheit nicht compromittiren wollte: ja er bat sie, ihm doch keinerlei Unterstützung zukommen zu lassen, damit seine Widersacher nicht Anlaß davon nehmen könnten, auch sie zu verfolgen.

Außerdem gab Hutten noch ein längeres deutsches Gedicht heraus, betitelt: Auferwecker der deutschen Nation oder Klag und Vormahnung gegen der übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Bapstes zu Rom ꝛc., ein Gedicht, welches uns jetzt freilich etwas breit vorkommt, das aber vortrefflich berechnet gewesen seyn mag, um gewisse Ideen, über welche Mancher noch stutzte, unter dem Volke recht in Umlauf zu bringen. — Interessanter für uns ist eine andere deutsche Schrift, welche Hutten zu gleicher Zeit in Prosa erscheinen ließ. Sie besteht aus 3 Aufsätzen: 1) Anzeig, wie sich allzeit die Bäpst gegen die Kaiser gehalten; 2) Beweis, daß die Kaiser allzeit Gewalt gehabt, die Bäpst ab- und einzusetzen; 3) Vergleichung der Bäpst Satzung gegen der Lehr Jesu Christi. Aus dem letzten Aufsatze, welcher in kurzen Sätzen Aussprüche Christi und der Apostel und päbstliche Lehren und Satzungen unter Anführung beidseitiger Citate einander gegenüberstellt, erlauben Sie mir einige Mittheilungen:

Christus spricht: Die Füchs haben ihr Hölen und die Vögel ihr Nester, aber des Menschen Suhn hat nit, daß er sein Haupt darauf leg. — Der Bapst spricht: Rom ist mein; Sicilia ist mein; Corsica ist mein; Assis ist mein; Perus' ist mein; all Gut der Welt ist mein. Wer dies nit glaubt, der zahl des Bapsts Land.

Christus spricht: Willst du vollkommen seyn, so gehe

hin und verkauf all Ding und gib das den Armen, so wirst du ein Schatz im Himmel haben. Der Bapst: Wann der Kaiser stirbt, so erb ich das Reich und wird St. Peters. — Christus trug ein Dornen Kron auf sein'm Haupt. Der Bapst spricht: Mir gehört ein gulden Kron, ja drei.

Christus: Euer Red soll seyn: Ja ja; nein nein. Bapst: Morgens sprech ich: Ja und gib Brief und Siegel, als sollts ewig Ja seyn. Nachmittag nimm ich Geld und sprich: nein; und mach etwan zehen Brief über Ein Sach; das bringt Geld in die Kanzlei.

Christus: Petre, steck ein dein Schwert in die Scheid! Bapst: Kaiser, Künig, Fürsten, Edlen, all Menschen, nehmet Schwert, Spieß, Hellenbarten, Kolben, Büchsen ꝛc. hellfet zu Tod schlagen die, die meiner Tirannei nit wöllen gehorsam seyn! — Das muß der Kaiser thun, oder meineidig genannt seyn. — Also ertödt Julius **16,000** auf ein Tag; das heißt die Schäflein Christi weiden.

Christus: Welcher will fasten, der fast mit frölichem Herzen ungenöthiget. Bapst: Ich will, daß man faste die **40** Tag in der Fasten, auch etlich Tag mehr. Gott geb, sie sehen sauer oder süß darzu.

Christus: All Speis, die der Mensch nieſſen mag mit Danksagung, befleckt ihn nit an seiner Seelen. Bapst: Ich verbeut aber ihnen etlich Zeit Fleisch, Eyer, Käß, Schmalz und verkaufs ihn' darnach wieder um Geld. Wer Geld bringt, dem erlaub ich alle Ding.

Christus: Wann ihr allen Sachen Recht habet gethan, so sprechet: Wir seyen unnütz Knecht. Bapst: Wann ich all Ding Unrecht thu und auch viel tausend mit mir verdamm, dannoch soll mich niemand strafen, und heiſſen den allerheiligsten Vater.

Christus: Mein Haus ist ein Bethaus. Bapst: Mein Haus genannt Dotarium ist ein Geldhaus. Wer nit Geld hat, der bleib heraus.

Auch in lateiniſchen Schriften ſetzte Hutten ſeine Angriffe gegen Rom von der Ebernburg aus fort. Auf die Verbrennung der Schriften Luthers durch die päbſtlichen Schergen dichtete er einen Klageruf. Die Bulle Leo's gegen Luther gab er heraus von den beißendſten Anmerkungen begleitet und mit einem Nachwort verſehen, welches eine förmliche Bußpredigt an den Pabſt enthält. Ueberdieß mußte dieſe Bulle in einem beſondern Geſpräch „die Bulle oder der Bullenwürger“ betitelt als Perſon auftreten, und er ſelbſt, Hutten tritt gegen ſie auf und mißhandelt und ärgert ſie ſo lange, bis ſie vor Aerger zerplatzt. Am wichtigſten für uns ſind aber diejenigen dieſer Schriften, welche uns in die Ausſichten und Pläne der beiden Freunde auf der Ebernburg einen Blick werfen laſſen.

Den mächtigen und gefürchteten Franz von Sickingen für den Krieg gegen Rom gewonnen zu haben war für Hutten von der größten Bedeutung. War von Karl V. noch etwas zu hoffen, ſo war Keiner geeigneter, auf ihn zu wirken, als Sickingen, der bei Max I. ſchon beliebt, ſich bei der neuen Kaiſerwahl um deſſen Enkel nicht wenig verdient gemacht hatte; und zeigte ſich der Kaiſer ihrem Unternehmen abhold, ſo waren Wenige ſo unabhängig und mächtig zugleich, als er, um auf eigne Hand etwas zu unternehmen. Bei dem empfänglichen Gemüthe Sickingens für Wahrheit und Recht, hatte es nicht ſchwer gehalten ihn auf die Seite der Feinde Roms hinüberzuziehen. Wenn es anfangs Einigen gelungen war, ihn durch entſtellte, dem Zuſammenhang entriſſene Mittheilungen aus Luthers Schriften gegen Dieſen einzunehmen, ſo bedurfte es nur, daß Hutten ihn mit den Erzeugniſſen dieſes großen Geiſtes gründlicher bekannt machte, und er war ſo von Bewunderung und Liebe gegen ihn erfüllt, daß er keine Mahlzeit vorübergehen ließ, ohne ſich aus Luthers oder Huttens Schriften vorleſen zu laſſen.

Nach den Erfahrungen, welche Hutten am kaiſerlichen

Hofe in Brabant und ſeither gemacht hatte, konnte die Hoffnung auf des Kaiſers Hülfe nicht wohl anders als ſehr ſchwankend geworden ſeyn, und die beiden Freunde ſahen ſich genöthigt, ihre Unternehmungen auf einem ſelbſtſtändigen Fuß fortzuſetzen. Ihr Lieblingsgedanke war, eine Verbindung des deutſchen Adels mit den Reichsſtädten zu Stande zu bringen und ſobald dies Bündniß genugſam erſtarkt ſeyn würde, den Kampf gegen Rom mit Waffengewalt zu eröffnen. Dies war nun freilich nichts weniger als loyal; deſſenungeachtet aber wollten ſie durchaus nicht für Aufrührer angeſehen ſeyn; wiewohl die Art, wie ſie ſich desfalls vertheidigten, ziemlich ſophiſtiſch klingt. Wir finden dieſe eigenthümlichen Anſichten in einem Geſpräche niedergelegt, betitelt „der zweite Warner“ zum Unterſchied von einem frühern, welches „der erſte Warner“ heißt. Hier tritt Sickingen auf mit einem Freunde, von welchem er wegen ſeiner gefährlichen Unternehmungen gewarnt und gebeten wird, von einem ſo meuteriſchen Vorhaben abzuſtehen. Sickingen aber weiß ihn ganz von der Triftigkeit ſeiner Sache zu überzeugen. Er erklärt offen, es ſey ſein Wille, Luthern mit Hülfe, Macht und jeglicher Gewalt zu vertheidigen. Der Freund bemerkt ihm: Du ſcheinſt den Böhmen Ziska nachahmen zu wollen! worauf Sickingen erwiedert: Das iſt allerdings nicht gegen meine Abſicht. — Natürlich kommt hier dann auch der ſchuldige Gehorſam gegen den Kaiſer zur Sprache, und da äußert Sickingen: Ich halte es für meine Pflicht, ihm nicht das anzurathen, was ihm für dieſen Augenblick wohlgefällt, ſondern was ihm auf die Dauer von Nutzen iſt. Denn, ſage mir doch, wenn der Kaiſer im Fieber läge und er forderte kaltes Waſſer, würdeſt du glauben, es ihm geben zu müſſen, weil er es befiehlt? Gewiß iſt oftmals nicht zu gehorchen der beſte Gehorſam. — Und ſo kommt Sickingen endlich zur beſtimmten Erklärung: es iſt mein feſter Entſchluß, wenn der Kaiſer ſich der Sache nicht an-

nehmen will und keine Hoffnung mehr ist, daß dem Vaterlande von ihm aus geholfen werde, so will ich auf meine eigne Gefahr hin etwas wagen, es gehe damit, wie es wolle.

Dies sind nun zwar zunächst Huttens Gedanken, welche derselbe Sickingen nur in den Mund legt; indessen muß Letzterer doch wenigstens damit einverstanden gewesen seyn, sonst hätte Hutten ihn nicht dürfen so reden lassen. Nur in dem Einen waren die beiden Freunde verschiedener Ansicht: Hutten konnte den Ausbruch des Krieges nicht erwarten und wollte gleich losbrechen; Sickingen dagegen wollte eine günstige Gelegenheit abwarten und noch besser gerüstet seyn. Das zeigte sich besonders deutlich zu Anfang des folgenden Jahres, als in der Nähe der Ebernburg der Wormser Reichstag abgehalten wurde, und es den päbstlichen Legaten Aleander und Caraccioli gelang, das Wormser Edict gegen Luther zu Stande zu bringen. Schon die Invectiven, welche Hutten gegen die feindliche Partei entsandte, sind ein deutlicher Beweis davon. Jeder der beiden Legaten wird mit einer solchen bedacht; und diese Invectiven sind zwar allerdings heftig und leidenschaftlich, aber die Sprache ist durchgängig würdig und die Schmähungen erreichen lange den Grad von Anstößigkeit nicht, wie in Luthers Streitschriften; ihr schneidender, feinerer Ton erinnert weit eher an Calvin. Am auffallendsten sind die unverschleierten Drohungen, in welchen ihnen geradezu angekündigt wird, daß Hutten sich jetzt nicht länger halten könne, daß das Schwert tapferer Deutscher auf sie warte, wenn sie sich nicht zeitig davon machten. — Noch weniger dürfte die Sprache zu entschuldigen seyn, in welcher Hutten an den Kaiser schrieb, nachdem das Wormser Edict erlassen war. Scharf tadelt er diesen, daß er jene Geistlichen zu seinen Rathgebern mache, wodurch sie ja nur von ihren eigentlichen Pflichten abgehalten und verweltlicht würden. Er solle nur bedenken, welchen widrigen Eindruck seine Ankunft in Deutschland gemacht

habe, wie er da von lauter Cardinälen ꝛc. umgeben geweſen ſey, und möge ſich eine günſtigere Stimmung zu bereiten ſuchen. — Und in dieſem Tone fährt er fort, gegen 10 Seiten lang. — Ein gewaltiger Strom von Beredſamkeit brauſt uns aber entgegen in der Invective, welche an die ganze zu Worms verſammelte Geiſtlichkeit gerichtet iſt. An Drohungen fehlt es auch hier nicht, aber die herrlichſten Kraftſtellen ſöhnen uns wieder aus.

Wenn nun trotz allen dieſen Drohungen von Huttens Seite dennoch keine Thätlichkeit erfolgte, ſo können wir uns nicht verwundern, daß mehrere ſeiner Freunde, der Ritter Herrmann vom Buſch in Proſa, Eoban Heſſe in Verſen ihn darüber zur Rede ſtellten. Huttens Schuld, oder wir möchten lieber ſagen Verdienſt war es nicht, daß noch nichts geſchah, aber Sickingen wußte ihn immer wieder zurückzuhalten. Und er war von ſeinem Eifer auch nicht ſo verblendet, daß er nicht in ruhigern Stunden eingeſehen hätte, es könnte durch eine Uebereilung die ganze Sache verdorben werden. In einer ſolchen ruhigern Stimmung iſt der Brief geſchrieben, in welchem Hutten ſeinem Freunde Pirkheimer von den Verhandlungen des Wormſer Reichstages Nachricht gibt und es höchlich mißbilligt, daß in Worms ein öffentlicher Anſchlag gemacht worden ſey, welcher meldete, wie 400 Adelige ſich für Luthern verſchworen hätten, und mit dem meuteriſchen Aufrufe endete: Buntſchuh! Buntſchuh!

Hutten ließ alſo die Unternehmung in Sickingens Hand, bis dieſer ſie für gereift erklären würde. Ehe dies aber geſchah, ſollte noch einmal eine andere Wendung eintreten. Gleich nach dem Wormſer Reichstage verlangte Karl V. nicht nur Sickingens, ſondern auch Huttens Dienſte im Kriege gegen Franz I. von Frankreich, was beſonders Letzterer nach Allem, was vorgegangen war, immer für ein günſtiges Zeichen halten durfte. Es ward auch gleich ein Zug gegen Lothringen unternommen, welchen Sickingen und der Graf

von Naſſau befehligten. Durch Schuld des Letztern, welcher auf der Belagerung von Metz beſtand, wurde der Feldzug vereitelt und die Hoffnung, den Kaiſer für ſeine Plane zu gewinnen, war für Sickingen abermals verloren. Nun fing er an, ſich alles Ernſtes zu einer ſelbſtſtändigen Unternehmung zu rüſten und im Sommer **1522** brach er mit einem Heere gegen den Erzbiſchof von Trier auf. Ein politiſcher Vorwand fehlte nicht, aber die vornehmſte Abſicht gab Sickingen ſelbſt in einem Aufruf an das feindliche Heer zu erkennen, indem er erklärte, er komme, um der geiſtlichen Sklaverei ein Ende zu machen. Es gelang ihm, bis vor Trier zu rücken und die Stadt hart zu bedrängen. Allein der Erzbiſchof vertheidigte ſie mit verzweifelter Tapferkeit, ſo daß Ludwig von der Pfalz und Philipp von Heſſen Zeit gewannen, ihm zu Hülfe zu eilen. Ueberdies wurde Sickingen vom Reichsregiment auf das Härteſte bedroht, wenn er nicht von der Belagerung ablaſſe. So entſchloß er ſich zum Rückzug, auf welchem ſeine Krieger in den Trierſchen Landen nicht eben evangeliſch hauſeten. Der Krieg wurde nun auf Sickingens Gebiet hinübergeſpielt und eines ſeiner Schlöſſer nach dem andern belagert. Das nöthigte ihn, alle um ihres Glaubens willen Verfolgten, welche bisher bei ihm Schutz gefunden, zu entlaſſen, weil ſie nunmehr nirgends größeren Grauſamkeiten ausgeſetzt waren, als auf einer ſeiner Burgen im Fall der Erſtürmung. So mußten die Theologen Schwebel, Aquila und Oecolampad, und ſo mußte auch Hutten, zu kränklich um ſeinem Freunde ritterliche Dienſte zu leiſten, wiederum den Wanderſtab ergreifen. Sickingen brachte den Winter in Schweinfurt zu; im Frühling begab er ſich nach ſeiner Burg Landſtuhl, um ſie ſelbſt zu vertheidigen. Wirklich wurde ſie auch gleich nach Oſtern von den drei Verbündeten belagert. Sickingen hatte die Burg, welche er mit **24** Fuß dicken Mauern umgeben hatte, für uneinnehmbar gehalten. Aber das feindliche Geſchütz durchdrang ſie den-

noch. Als Sickingen vernahm, daß ein Theil der Mauer niedergeworfen ſey, ließ er ſich — er war gichtkrank — an die ſchadhafte Stelle der Mauer hintragen, um ſich mit eigenen Augen von dem Unglaublichen zu überzeugen. Da traf ein neuer Schuß; ein Balken fiel herab, der ihn tödtlich verwundete. Er ließ ſich in ein Gewölbe bringen um vor den feindlichen Kugeln geſichert zu ſeyn. Aber der Muth der Beſatzung war mit Sickingen gefallen. Die Burg ward übergeben, und die drei Fürſten beſuchten den ſterbenden Ritter in ſeinem Gewölbe. Dem Churfürſten von der Pfalz reichte er die Hand und antwortete ihm mit wenig Worten; die beiden andern, als ſie auch mit ihm zu ſprechen verſuchten, wies er ab, weil er jetzt mit einem größern Herrn zu reden habe. So verſchied er, während die drei Fürſten betend ſein Lager umknieten, am 7. Mai **1523**. Als Luther die Nachricht von Sickingens Tod erhielt, wollte er ſie anfangs nicht glauben; dann rief er aus: Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar; er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen! —

Hutten hätte ſich, aus Sickingens Schutz entlaſſen, in den Schutz eines weit Mächtigern begeben können. Der König von Frankreich begehrte ihn zu dem Seinigen zu machen. Er bot ihm **400** Kronen jährliche Beſoldung und den Titel eines Rathes, dabei ſollte er leben können, wo es ihm beliebe. Allein Hutten hing mit zu vieler Treue an ſeinem Vaterlande, als daß er zum Feinde Deutſchlands hätte fliehen mögen. Er ſchlug einen Ruf, der ihn jeder Verfolgung enthoben hätte, aus, und begab ſich mit Oecolampad nach Baſel.

Hier langte er im November **1522** an und wurde nicht nur von angeſehenen Männern aller Stände, ja von den meiſten Rathsherren privatim freundlich aufgenommen und beſucht, ſondern der Rath als Behörde hieß ihn in ſeinem Schutze willkommen und ließ ihm ein Ehrengeſchenk reichen.

Nur der Mann machte eine Ausnahme, von welchem Hutten es wohl am wenigſten erwartete, Erasmus von Rotterdam, welcher ſich hier neuerdings und für längere Zeit niedergelaſſen hatte.

Der neu erwachte Eifer für die Wiſſenſchaften, welcher ſo manches freundſchaftliche Band knüpfte, hatte auch Erasmus und Hutten einander nahe gebracht. Der Briefwechſel, welchen Beide mit einander führten und zahlreiche Stellen in den Schriften Beider zeugen von ihrer gegenſeitigen Liebe und Anerkennung, und von gegenſeitig geleiſteten Freundſchaftsdienſten. Erasmus, der Lehrer Europa's, hatte an Hutten einen der dankbarſten Schüler und Hutten genoß die Liebe jenes Lehrers in vorzüglichem Maaße, da Erasmus auf ſeine Kenntniſſe und ſeine reiche productive Ader große Hoffnungen baute. Aber die große Heimſuchung der Kirche, wobei ihr Herr auch nicht gekommen war Friede zu bringen, ſondern das Schwert, hat auch an der Freundſchaft Huttens und Erasmus ihre ſcheidende, richtende Kraft bewährt. Wenn Erasmus über Huttens vorſchnelle Heftigkeit, über ſeinen unbändigen Unternehmungsgeiſt manchen Verdruß empfinden mußte, ſo konnte Hutten bei dem zweideutigen Benehmen des Mannes, welcher den Anfang der Bewegung mit hervorgerufen, Viele zu unauslöſchlicher Begeiſterung dafür entflammt hatte, und nun, erſchrocken vor dem lawinenartigen Fortgang, ſich ſchüchtern zurückzog, noch weniger gleichgültig bleiben. Anfangs wurden noch von beiden Seiten freundliche Worte über dieſen Differenzpunkt gewechſelt; allein je kecker Hutten der Zerrüttung ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe entgegeneilte, und je unſtatthafter bei wachſendem Drang zur Entſcheidung die neutrale Stellung wurde, welche Erasmus mit unſäglicher Mühe zu erkünſteln ſuchte, deſto ſchwieriger mußte es für beide werden, eine wahrhaft herzliche Gemeinſchaft zu unterhalten. Dieſen Wendepunkt in ihrem gegenſeitigen Verhältniß ſcheinen zwei Briefe zu bezeichnen, welche Hutten kurz

nach einander im Herbſt 1520 von der Ebernburg aus an Erasmus ſchrieb. Der erſte iſt vom 19. Auguſt und enthält, obwohl aus herzlicher Liebe quellend, dennoch ſchon ſtarke Dinge, welche den an Verehrung gewöhnten Erasmus empfindlich treffen mußten. Höre an, ſchreibt Hutten, was ich im Vertrauen auf unſere Freundſchaft gegen dich erinnern möchte. Als der Kampf gegen Räuchlin loderte, da ſchieneſt du dich einer ſchwächlichen Furcht vor ſeinen Feinden hinzugeben, welche deiner nicht würdig war. Und was Luthers Sache betrifft, ſo haſt du dir letzthin alle Mühe gegeben, ſeine Widerſacher glauben zu machen, du ſeyeſt dieſem Vertheidigungskampf für die chriſtliche Kirche völlig abhold, da ſie doch wohl wußten, daß du ganz anders hierinnen geſinnt biſt. Da ſcheinſt du mir abermals nicht eben rühmlich gehandelt zu haben. Ich weiß, welchem Freunde ich dies ſchreibe und wie übel es dir anſtehen würde, dieſe Erinnerung ungünſtig zu deuten. Es ſchmerzte mich, wenn ich hören mußte, wie man über dich ſpricht; ich nahm den Freund in Schutz, obſchon er mir ſelbſt nicht recht gefallen wollte. Jetzt betrifft es meine eigene Sache, und da will ich mich unverholen gegen dich ausſprechen. Laß mich, der ich dich immer ſo hoch gehalten habe, und mich auch ferner, wenn ich irgend im Stande ſeyn ſollte, auf das Beſte um dich verdient machen möchte, laß mich ſoviel von dir erlangen, daß du dir gegen mich nichts von der Art entſchlüpfen läſſeſt, wie gegen Luther und Räuchlin geſchehen iſt. Du weißt ja wohl, mit welchem Triumphe man gewiſſe Briefe von dir herumbietet, worin du dich ſelbſt der Ungunſt zu entledigen weißt, aber ſo, daß andere um ſo ſchwerer damit beladen werden. So haſt du den Briefen der Dunkelmänner den Stab gebrochen, die du früher höchlich gebilligt haſt; Luthern machſt du den Vorwurf, er ſey ein Ruheſtörer, und doch biſt du in deinen Schriften hie und da gegen die nämliche Klique zu Felde gezogen. Und wie du es auch angreifen

magſt, Jene werden es ſich nicht ausreden laſſen, daß deines Herzens Wünſche für ihn ſprechen. So thuſt du uns wehe und jene machſt du dir doch nicht zu Freunden. Du hetzeſt nur auf und rufſt Haß hervor, wenn du eine ſo offenkundige Sache verdecken willſt. Darum, was meine Sache betrifft, ſo könnte mir zwar nichts Ehrenvolleres widerfahren, als in deinen Schriften gelobt zu werden; allein wenn du fürchteſt, dir Haß zuzuziehen, ſo thue mir wenigſtens das zu lieb, daß du mir keinen zuziehſt, ſondern übergehe mich lieber mit dem tiefſten Stillſchweigen. Denn ich weiß wohl, wie viel du mir durch ein einziges Wort ſchaden könnteſt, welches meine Unternehmung zu ſchelten oder wenigſtens nicht zu billigen ſchiene. Das habe ich dir, als einem Freund in aller Freimüthigkeit ſagen wollen ꝛc.

Der zweite Brief vom **13.** November iſt noch herzlicher und freundlicher geſchrieben, enthält aber gleichfalls Dinge, die Erasmus gewiß gar nicht gerne gehört hat. So beſonders, daß er noch zuverſichtlicher als im vorigen Briefe zu den ganz entſchiedenen Verfechtern der Sache Luthers gerechnet wird, daß Hutten ihm beweist, wenn Luthers Bücher verbrannt würden, ſo ſey auch für ihn, den Erasmus, keine Schonung zu erwarten. Er ſolle fliehen, ſo lange es Zeit ſey. Er werde für den Urheber der ganzen Bewegung ausgeſchrieen. Was haſt du, fragt Hutten, dir damit verdient, daß du dem Pabſt ſo viele Jahre lang geſchmeichelt und ſchön gethan haſt, als daß er dich grimmig haßt und deinen Untergang wünſcht. (Und doch that ſich Erasmus auf Leo's Gnade nicht wenig zu gute!) Weiterhin heißt es: Du haſt die Gegner durch Lobſprüche auf beſſere Wege zu bringen geſucht; das iſt freundlich gedacht, aber ihr Wahnſinn hat obgeſiegt, und du haſt ihnen nichts abgeſchmeichelt. — Zum Schluß wird Erasmus gewarnt, ſich in Löwen, wo er damals war, nicht für ſicher zu halten und gebeten, ſich doch nach Baſel zu begeben. Deine Basler, heißt es, ver-

langen sehr nach dir. Was hindert dich, je eher je lieber dahin zu gehen, besonders, da es die freisinnigsten Menschen von der Welt sind, aus angeborner Neigung schon, nun aber sind sie durch Luthers Schriften und durch ein deutsches Gedicht von mir noch ganz erstaunlich in Flammen gesetzt worden.

Was nach diesem Briefe und vor Huttens Ankunft in Basel zwischen beiden Männern vor sich gegangen seyn mag, ist nicht bekannt. Jedenfalls nichts, was der steigenden Entfremdung hätte entgegenwirken können. Hutten hatte mit hitzigem Eifer seinen Weg verfolgt; hatte, was nicht nur Erasmus, sondern auch Luther höchlich mißbilligte, neben dem Schwert des Geistes auch zu dem eisernen Schwert gegriffen und nun kam er, aller Hülfe beraubt, verfolgt, arm, krank in Basel an. Es lag ihm nicht wenig daran, den Erasmus zu sehen, denn er hatte vor, wie er selbst gesteht, ihn über mancherlei zur Rede zu setzen. Er ließ durch Heinrich von Eppendorf, einen jungen Sachsen, der sich auf Herzog Georgs Kosten Studirens halber in Erasmus Nähe aufhielt, bei diesem anfragen, ob und wann ihm wohl ein Besuch angenehm wäre. Erasmus erkundigte sich sehr theilnehmend nach Huttens Wohlergehen und ließ ihm sagen, wenn er ihm irgend worin dienen könne, so würde ihn das sehr freuen. Zugleich ließ er ihn aber bitten, er möge ihm doch bei seiner Anwesenheit in Basel keinen Haß zuziehen. Dies mußte sich Hutten erst verdeutlichen lassen und erhielt die Erklärung: Erasmus bitte ihn, wenn sein Besuch nur der Höflichkeit gelte, lieber davon abzustehen, da ein Besuch von Hutten ihn dem Haß gewisser Leute aussetzen würde. Hutten unterdrückte seine Bitterkeit, schrieb auch nicht an Erasmus, ging aber absichtlich oft an dessen Wohnung — es war das Haus zum Luft — vorbei, in der Hoffnung, der alte Freund werde ihn doch einmal heraufrufen. Erasmus dagegen befragte den von Eppendorf

mehrmals angelegentlich, ob Hutten ſeinen Beſcheid gut aufgenommen habe. Und als Eppendorf endlich erwiederte, es habe allerdings geſchienen, als wenn Hutten doch gar gern mit ihm ſpräche, ſo ſagte Erasmus: Wohl, ſo ſoll mir das Gerede der Leute gleich viel gelten. Wenn ich die geheizten Stuben vertragen könnte, ſo würde ich zu Hutten gehen, der den Ofen nicht entbehren kann. Glaubt er aber, es in dieſem Saale bei mir aushalten zu können, ſo mag er kommen, ich will im Kamin ein tüchtiges Feuer machen laſſen. — Sey es nun, daß Hutten einer ſolchen Einladung nicht folgen mochte, oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, daß Eppendorf ſie gar nicht ausrichtete, genug Hutten wurde noch im Januar **1523** vom Rath erſucht, um der Ruhe der Stadt und ſeiner eigenen Sicherheit willen ſich zu entfernen und er begab ſich in aller Stille, auf Nebenwegen, nach Mühlhauſen, ohne Erasmus geſehen zu haben. Er verſichert ſelbſt und wir dürfen der Verſicherung trauen, daß die Behandlung, die er in Baſel von Erasmus erfahren, von dem früher genoſſenen Guten überwogen worden ſeye und ihn zu keinem Schritte gegen ihn würde verleitet haben. Aber da mußte ihm ein Brief von Erasmus an Laurin zu Geſicht kommen, welcher inzwiſchen geſchrieben und auch ſchon gedruckt worden war. In dieſem fand ſich neben Vielem Anderm ihm höchſt Mißfälligem, beſonders folgende Stelle über Hutten ſelbſt: „Hutten war hier einige wenige Tage zu Gaſte. Er hat mich nicht beſucht, ich ihn nicht. Und doch würde ich ihm, wäre er zu mir gekommen, als einem alten Freund, eine Unterredung nicht verweigert haben. Da aber er wegen Kränklichkeit nicht ohne geheiztes Zimmer ſeyn, ich aber die Oefen nicht vertragen kann, ſo hat keiner den andern zu ſehen bekommen.“ Dieſe Entſtellung einer für ihn ohnehin ſo kränkenden Thatſache war mehr als Hutten ertragen konnte. Wenige Tage, hieß es hier und Hutten war **2** Monate lang in Baſel. Wenn er zu mir ge-

kommen wäre — und Erasmus hatte ſich das ausdrücklich verbeten. Hutten könne nicht ohne geheiztes Zimmer ſeyn, und er hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Baſel Stundenlang auf offenem Markte mit ſeinen Freunden unterhalten. — Uebernommen von ſeiner Entrüſtung ſchrieb Hutten ſeine viel beſprochene Expoſtulatio, worin Erasmus mit zehnfacher Stärke alles zu leſen bekam was Hutten mündlich mit ihm hatte beſprechen wollen. Seit Plank dieſe Schrift einen reutermäßigen Ausfall genannt hat, iſt dieſe Benennung für dieſelbe vielfach beliebt worden. Sie paßt aber nur inſofern, als ein Ritter eben auch ein Reiter iſt. Der Angriff iſt heftig und derb, aber nicht plump und gemein. Hutten verſetzt, es iſt nicht zu läugnen, einem treuloſen Freunde den Todesſtoß; dieſer Stoß iſt aber ritterlich geführt. Was der Kampfrichter tadeln kann, das iſt, daß Hutten in grimmigem Zorn das Schwert in der Wunde noch umkehrt, und mit der tödtlichen Wunde nicht zufrieden, dem Ueberwundenen noch einige weitere leichtere Stöße beizubringen ſucht. — Mit furchtbarer Gabe der Deutlichkeit wurde in dieſer Schrift das Unwürdige jener neutral ſeyn wollenden Stellung, welche ſich Erasmus mit equilibriſtiſcher Fertigkeit zu erhalten ſuchte, vor den Augen des Publicums blosgeſtellt. Man kann den Charakter des Erasmus nicht treffender ſchildern, als es Hutten hier gethan hat. Mögen die Farben um Vieles zu ſtark aufgetragen ſeyn, die Richtigkeit der Zeichnung iſt nicht zu verkennen. Ich theile nur eine kürzere Stelle daraus mit, wobei ich mich im Ganzen an die Ueberſetzung von Stolz halte: „Der erſt iſt ohne Furcht, der ein beſtimmtes Ziel im Auge hat. Du mußt in ängſtlichen Sorgen ſeyn, du, der du auf unvorhergeſehene Fälle immer eine andere Geſtalt annehmen mußt und nie recht weißt, wo du auftreten, und wo du ſtehen bleiben ſollſt, weil du dahin eilſt, wohin dich nicht die Ueberzeugungstreue führt, ſondern der Eigennutz lockt; nicht die Pflicht ruft,

ſondern die bedingte Gunſt abzieht; denn du mußt befürchten, du kommeſt nach einiger Zeit in die Nothwendigkeit, wieder eine andere Partei zu ergreifen, und das ſtehe dann doch nicht mehr ganz in deiner Gewalt, wie lieb es dir auch wäre; und ſo komme es denn zuletzt mit dir dahin, daß, da du erſt nur die Gelegenheit dir zu Nutz machen wollteſt, bei den obwaltenden Unruhen in Sicherheit zu kommen, dann aber auch hoffteſt, an Ruhm alle Andern zu überglänzen, du am Ende das Zutrauen beider Parteien verliereſt, auf das Trockene geſetzt werdeſt und von beiden Seiten einen deiner Treue würdigen Lohn empfangeſt."

So viel über die Weiſe dieſes Angriffs und das Gelingen deſſelben. Daß Hutten ſeiner Leidenſchaft gehorchte und den Angriff überhaupt machte, wer wollte das nicht beklagen? Gutes wurde dadurch nicht geſchafft. Huttens Rache war geſtillt, aber Erasmus der Sache der Reformation nur noch mehr entfremdet; und Freude hatten am Ende doch nur die boshaften Bettelmönche, welchen Hutten den Dienſt erzeigt hatte, den verhaßten Erasmus auf das bitterſte zu kränken.

Als Erasmus hörte, daß Hutten eine Schrift gegen ihn verfaßt habe, knüpfte er eine Correſpondenz mit ihm an, in der Abſicht, wenigſtens die Veröffentlichung der Schrift zu verhindern. Allein dieſe Correſpondenz wurde von Huttens Seite mit ſo vieler Leidenſchaftlichkeit und von Erasmus Seite mit ſo herzloſer Berechnung und darum unwillkührlich ſo unzart geführt, daß keine Verſtändigung erfolgen konnte. Mittlerweile war auch Huttens Schrift in Manuſcripto ſo weit herumgewandert, daß an eine Unterdrückung nicht mehr zu denken war und Erasmus brach die Verhandlungen ab. — So bald aber dieſelbe im Druck erſchienen war, ſo ſetzte Erasmus eine Antwort dagegen auf, welcher er den Titel gab: „Des Erasmus Schwamm gegen das von Hutten ihm angeſpritzte Gift." Hutten hat dieſe Schrift nicht mehr zu leſen bekommen, und ſo wollen auch wir ſie

bei Seite liegen laſſen. Sie macht der Rhetorik des Erasmus viele, ſeinem Herzen aber wenig Ehre. Luther urtheilte ſo: „Ich wollte, Hutten hätte nicht angegriffen, noch weit mehr wollte ich, Erasmus hätte nicht geantwortet. Wenn das heißen ſoll, ſich mit einem Schwamm abwiſchen, ich bitte dich, was heißt dann ſchmähen und läſtern? Er hat ſeinem Namen und Anſehen durch dies Buch unglaublich geſchadet, ſo daß mich der Menſch wirklich dauert.“

Wir haben unſern Hutten noch auf ſeiner letzten, kurzen Wanderung zu begleiten. In Mühlhauſen hatte Hutten verſucht, den reformatoriſchen Beſtrebungen einiger der dortigen Geiſtlichen zum Durchbruch zu verhelfen. Das zog ihm von der Gegenpartei eine Verfolgung zu, und in aller Heimlichkeit wie von Baſel nach Mühlhauſen, floh Hutten nun von Mühlhauſen nach Zürich, wohin Zwingli ihn eingeladen hatte. Erasmus hielt es für ſeine Pflicht, den Rath von Zürich in einem eigenen Schreiben vom **10.** Auguſt **1523** vor Hutten zu warnen; er wolle ihm, ſagt er, den Schutz des Standes Zürich nicht mißgönnen, aber man ſolle doch ſeinen Muthwillen ein wenig zähmen, „daß nicht aus des Ungezähmten Freveln eurer Landſchaft vielleicht in Zukunft etwas Schadens oder Schand entſpringe; *denn er jetzt gar nichts mehr zu verlieren hat.*“ Hutten erfuhr von dieſem Schreiben. Es thut wohl, zu ſehen, wie die Zuſchrift, in welcher er ſich darauf hin unter dem **15.** Auguſt an die gleiche Behörde wandte — vielleicht der letzte Brief den er aufgeſetzt — ſo ganz ohne Bitterkeit und Leidenſchaft geſchrieben iſt. Er bittet ganz ruhig, wenn ſolche Klagſchriften gegen ihn einliefen, ſo möge ihm doch eine Copie zu Handen geſtellt werden, damit er ſich verantworten könne. — Es war nicht die Schuld des Rathes von Zürich, daß Huttens Aufenthalt daſelbſt nicht von langer Dauer war. Ein alter Feind erhob ſich mit aller Macht gegen ihn, dem er nun endlich unterlag: ſeine langjährige Krankheit. Vergebens

hatte er in den Heilquellen von Pfäfers Hülfe geſucht; Zwingli übergab ihn ſeinem Freunde, dem Pfarrer Hans Schnegg auf der Inſel Ufnau im Zürcher See, welcher, in der Arzneikunde wohl erfahren, den kranken Ritter in ſeine Pflege nahm. Aber ſeine Kunſt war an ihm verloren. Noch im Auguſt **1523** ſtarb Hutten in einem Alter von **36** Jahren. Sein Nachlaß reichte gerade hin, um die Schulden zu decken, welche er in den letzten Monaten ſeines Lebens hatte machen müſſen. Es waren mehrere Manuſcripte darunter, eine Schreibfeder und ſein ritterlicher Degen.

Kein Denkmal ziert ſeine letzte Ruheſtätte auf der einſamen Inſel. Aber wenn wir uns jener großen Zeit erinnern, wo der Hauch eines neuen Lebens über das Todtenfeld der erſtorbenen Kirche wehete, wenn wir die Männer ſegnen, welche die Träger dieſes neuen Lebens geweſen ſind: dabei dann auch Ulrichs von Hutten in Ehren und Liebe zu gedenken, das ſey das Denkmal, welches wir ihm immer aufs Neue ſetzen wollen.

Anhang.

(Zu S. 90.)

Vorrede

zu dem

Gesprächbüchlein Herrn Ulrichs von Hutten.

Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franzen von Sickingen, Kais. Maj. Diener und Hauptmann, meinem besondern vertrauten und tröstlichen guten Freund, entbeut ich, Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.

Ohne Ursach ist das Sprichwort (in Nöthen erkennt man den Freund) nicht in Gebrauch gekommen. Denn wortlich darf Niemand sagen, daß er mit einem Freund verwartet sey, er hab dann den in seinen nothdürftigen, anliegenden Sachen dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie von Nöthen ward, einen Freund diesergestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnade Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und hart haltende Freunde erfunden haben, unter welchen ich mich dann nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn, als ich auf das äußerlichst am Leib, Ehre und Gut von meinen Feinden genöthiget, so ungestüm, daß ich kaum Freunde anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nicht (als oft geschieht) mit tröstlichen Worten, sondern hilftragender That begegnet, ja mag ich (als das Sprichwort ist) sagen, vom Himmel herab zugefallen. Hierum ist wohl die Freundschaft deren, die sich zu guten und glückhaftigen Zeiten beweiset (wiewohl die mehr eine lustige Gesellschaft, dann wahre

Freundſchaft genannt werden mag) dennoch nicht zu verwerfen.

Aber, ich hab unter den zweyen eben den Unterſcheid, den die Aerzte unter den Speiſen, deren etzliche allein ſüß und ſchmackhaftig, etzliche auch darzu geſund und heilſam ſeind. So iſt es mir darzu kommen, daß ich nicht luſtigs Geſchmacks, ſondern heilſamer Arzney, nicht fröhlichs Beywesens, ſondern gewärtiger Hilfe bedörft, hab alsdann Dich (ich achte aus göttlichem Zuſchicken und Vorſehung) funden, des nicht geachtet, was ein jeder von meiner Sache rede, ſondern wie die an ihr ſelbſt geſtalt, beherziget; haſt Dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unſchuld abziehen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mich gehalten. Und da mir aus Größe der Gefahr die Städte verſchloſſen geweſen, alsbald Deine Häuſer (die ich aus der und anderen Urſachen willen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag) aufgethan, und alſo die angefachte und verjagte Wahrheit in den Schoß deiner Hilfe empfangen, und in den Armen deiner Beſchirmung ganz kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich meinen Fürſatz, den auch Du ehrbar und redlich nenneſt, nicht wenig geſtärkt, alle Gelehrte und Kunſtliebende teutſcher Nation (denen dann auch nicht weniger, dann mir ſelbſt, an dieſer Sachen gelegen), ſich in Freuden und Frohlocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter, von der freudenreichen Sonnen erquikket worden; dargegen die boshaftigen Curtiſanen und Romaniſchen, die mich verlaſſen gemeint, und derhalben einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie geſehen, daß ich mich (ein Sprichwort iſt) an eine feſte unerſchütte Wand gelehnet hab, ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelaſſen, ſich faſt ingethan, und kleines Lauts worden. Für ſolche deine Wohlthat Dir genugſamen Dank ſagen, hab ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, ſondern am Glück

und Vermögen Gebrechen. Wird mir aber je eine beſſere Zeit erſcheinen und ſich Aenderung des Glückes (als dann mein freie Hoffnung zu Gott) begeben, will ich Dir allem meinem Vermögen nach dermaßen wieder dienen, da Du je aufs wenigeſt mich keinen Fleiß Dir Dankbarkeit zu erzeigen, geſpart haben ſpüren ſollt, und mittler Zeit, das mir kein Greuel noch Gewalt, kein Trotz noch Uebermuth, kein Armuth noch Elend benehmen mag, das iſt, mit Kräften meiner Sinnen und Vermögen, der Verſtändniß, treulich und fleißiglich dienen, auch Dir jetzo, wie etwan Virgilius den zweyen wohlverdienten Jünglingen, zugeſagt haben. Wo etwas mein Geſchrift vermag, Dein Lob müßt ſterben keinen Tag. Wiewohl, ob Du Dich ſchon gegen mir dermaßen (wie obberührt) nicht gehalten, hätteſt Du dennoch um das mit deinen ritterlichen herrlichen Gethaten verdient, daß ich und alle, deren Vermögen iſt, gegenwärtige oder vergangene Ding, durch Behelf der Geſchrift, in Erkanntniß zukünftiger Zeit bringen deinen Namen aus dunkelm Vergeſſen in das Licht der ewigen Gedächtniß ſetzeten. Dann ohne Schmeicheln und Liebkoſen zu reden, biſt Du, der zu dieſer Zeit, da jedermann bedacht, teutſcher Adel hätte etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeigt und bewieſen haſt, daß man ſehen mag teutſch Blut nicht verſiegen, noch das adelich Gewächs teutſcher Tugend ganz ausgewurzelt ſeyn, und iſt zu wünſchen und zu bitten, daß Gott unſerm Haupt, Kaiſer Carlen, deiner tugendhaften unerſchrockenen Muthſamkeit Erkanntniß ingebe, damit er Dich deiner Geſchicklichkeit nach in hohen trefflichen ſeinen Händeln, das römiſch Reich, oder auch ganze Chriſtenheit betreffend, ſo mit Rath und der That brauche; denn alsdann würde Frucht Deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen.

Führwahr, einen ſolchen Muth ſollt man nicht ruhen laſſen, noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht wer-

den laſſen. Aber, ich hab mir nicht fürgenommen, in dieſer Vorred dein Lob zu beſchreiben, ſondern einmal meinem Herzen, das geſtreckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, die ich gegen deinen unwiedergeltlichen, an mir begangenen Wohlthaten, die doch Du noch täglich je mehr und mehr überhäufeſt, trag, einen Luft geben. Schenk Dir zu dieſem neuen Jahr die nächſtfolgende meine Büchlein, die ich nächſt verſchiedenen Tagen in der Gerechtigkeit (wie vorgenannt) Herbergen eilends und ohn größeren Fleiß verteutſcht hab. Und wünſch Dir damit, nicht als wie oft Freunde pflegen, ein fröhliche ſanfte Ruh, ſondern große ernſtliche, tapfere und arbeitſame Geſchäft, darin Du vielen Menſchen zu gut, dein ſtolzes heldiſch Gemüth brauchen und üben mögeſt. Darzu wöll Dir Gott Glück, Heil und Wohlfahrn verleihen. Geben zu Ebernburg auf den heiligen neuen Jahrs-Abend, im Jahr nach Chriſti Geburt MCCCCC und ein und zwanzigſten.

Zu dem Leſer dieſer nachfolgenden Büchlein
Ulrich von Hutten.

Die Wahrheit iſt von neuem geborn,
Und hat der Betrug ſein Schein verlorn,
Des ſag Gott jeder Lob und Ehr,
Und acht nicht fürder Lügen mehr,
Ja, ſag ich, Wahrheit was verdruckt,
Iſt wieder nun herfür geruckt.
Des ſollt man billig genießen lohn,
Die darzu haben Arbeit gethon.
Dann Vielen es zu Nutz erſcheußt,
Wiewohl es manchen auch verdreußt,

Die faulen Pfaffen lobens nit,
Darum ich jeden Frommen bitt,
Daß er gemeinen Nutz bedenk,
Und kehr ſich nicht an loſe Schwänk,
Es iſt doch je ein Pabſt nicht Gott,
Dann auch ihm iſt gewiß der Tod,
Ach, fromme Teutſchen, halt ein Rath,
Das nun ſo weit gegangen hat,
Daß's nicht geh wieder hinter ſich,
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und begehr des anders keinen Genieß,
Dann wo mir geſchäh deshalb Verdrieß,
Daß man mit Hilf mich nicht verlaß,
So will ich auch geloben das:
Von Wahrheit will ich nimmer lan,
Das ſoll mir bitten ab kein Mann;
Auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr
Man mich darmit zu ſchrecken meint,
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gefangen an,
Gott wöll ſie tröſten, es muß gahn,
Und ſollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, ſo mag's nicht werden gewendt,
Darum will brauchen Füß und Händ.

Ich hab's gewagt.

Ulrich von Hutten.